Aufwärts

Christliches Tageblatt
mit den Beilagen „Für Herz und Haus", „Kindergabe" und „Unser Ziel."

Bezugspreis: Erscheint wöchentlich sechsmal. — Preis monatlich 1.35 und 0.36 Bestellgebühr, beim eigenen Postamt bestellt. — Fürs Ausland unter Streifband 1.95 (inkl. Postgeld). Preis der Einzelnummer 10 Pfg. Postscheckkonto Hannover 67377.

Anzeigenpreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 10 Pfennig, Reklame 30 Pfg. Beilagen unter 25 g je tausend 15 Mk. Schluß der Anzeigen-Annahme nachmittags 3 Uhr. Postscheckkonto Hannover 67377.

Nr. 301. | Bielefeld-Bethel (Verlagsort Bielefeld), Freitag, den 25. Dezember 1931. | 13. Jahrgang.

Der Sammet und die Seiden dein,
Das ist grob Heu und Windelein,
Darauf du König groß und reich
Herprangst, als wärs dein Himmelreich.
Das hat also gefallen dir,
Die Wahrheit anzuzeigen mir,
Wie aller Welt Macht, Ehr und Gut,
Vor dir nichts gilt, nichts hilft, noch tut.
Ach mein herzliebes Jesulein,
Mach dir ein rein sanft Bettelein,
Zu ruhen in meines Herzens Schrein,
Daß ich nimmer vergesse dein. Martin Luther.

In Windeln!

Sie gebar ihren ersten Sohn und wickelte ihn in Windeln. Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt.. Luk. 2, 7. 12.

Der Kaiser Augustus, Nazareth, Bethlehem — lauter Punkte, die zeigen, daß das unaussprechliche Wunder der Weihnacht nicht wie ein holdes Märchen über der Erde schwebt, sondern in die harte Wirklichkeit dieser Welt hineinragt. Das bezeugen in besonderer Weise auch die Windeln, von denen in der Weihnachtsgeschichte gesprochen wird. Nicht Engelsfittiche, nicht süßer Blumenduft, nein, Windeln umgeben das Kindlein, ganz ebenso, wie sie für ein anderes hilfsbedürftiges Menschenkindlein gebraucht zu werden pflegen. Ein Zeugnis von der Wirklichkeit dessen, was hier geschieht und zugleich von der Demut, welche bei dem Eingehen des Sohnes Gottes in unsere ganze arme Kreatürlichkeit zu Tage tritt. Der hochgemute Jüngling mag nicht gern an die Windeln erinnert werden, in welchen er gelegen hat, noch weniger der große Mann, der von anderen, ja, von sich selbst an all das nicht erinnert werden möchte, was Zeugnis von früherer kreatürlicher Schwachheit gibt. Eher noch von Sünde und Schande sprechen, wenn sie nur mit Klugheit verbunden war, als von Windeln. Der Herr aber schämt sich nicht, an seine Kreatürlichkeit erinnern zu lassen. Denn eben hierin besteht ja das unerhörte Wunder seiner Liebe, daß er sich selbst entäußerte, ganz in das Gefäß unserer menschlichen Schwachheit hinabstieg, um ganz der Unsere zu sein. Nur, wenn wir zu den Windeln und der Krippe ein wohl erstauntes, aber gewisses Ja gesprochen haben, können wir es auch zum Kreuz sprechen.

Wie alles in der Weihnachtsgeschichte, so haben auch die Windeln ewige und damit gegenwärtige Bedeutung. Luther sagt in der Vorrede zum Alten Testament: „Hier wirst du die Windeln finden, da Christus inneliegt, dahin auch der Engel die Hirten weist. Schlichte und geringe Windeln sind es, aber teuer ist der Schatz Christus, der darin lingt." Mit diesem Wort hat schon der Reformator die sich später immer wiederholenden Angriffe gegen die Armut der Schrift Alten und Neuen Testamentes widerlegt. Gewiß, wir sollen nicht an den Windeln hängen, sondern an dem Kinde. Aber unglaublich töricht wird es doch, wenn man an jedem Faden des armen Linnens der Windeln herumzerrt, statt mit demütiger Dankbarkeit darüber zu staunen, wie der himmlische Schatz sich eben in dieser Armut offenbart.

Ist es mit der Kirche anders? Nur die Armut der Kirche kann Verheißung haben, denn auch die Kirche darf und soll ja nichts anderes sein wollen als Windeln, in welche die unaussprechliche Gnade eingewickelt ist. Windeln, die der Herr fortwerfen kann, wenn er sie nicht mehr gebraucht. Wehe, wenn sie mehr sein wollte — Prachtgewand statt Windeln — die Leute irre machen dadurch, daß der Blick auf die Schale gelenkt wird, statt auf Ihn! Und überall dasselbe, in jeder Gemeinschaft, in jedem Verein. Seid ihr Windeln, dann jauchzet, seid ihr mehr, dann wehe! Dasselbe auch in der Wissenschaft, in der Theologie wie in jeder anderen. Dasselbe in der Geschichte unseres Volkes, in der Geschichte aller Völker. Ha, wie die Prunkgewänder zerschnitten werden, damit die übergebliebenen Fäden endlich brauchbar werden zum Dienst, für den auch die große Politik da sein sollte, Windeln zu werden zum Dienst des ewigen Königs!

Und was willst du Größeres und Schöneres für Dein Leben wünschen, als daß es ein Fädlein sei an den Windeln des himmlischen Kindes! Wie froh kann das machen, aber auch wie ganz stille, nichts weniger als ein Fädlein, aber auch nicht mehr. Wenn wir auch schwach bleiben und vergehen an unserer Kreatürlichkeit, aber wir tun's zu seiner Ehre. So helfen wir mit den Lobgesang zu erfüllen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen"

.. m.

Ein Führer im Zwielicht!

Es entbehrt nicht eines gewissen Reizes, nach den ziemlich unfruchtbaren Debatten des „Wirtschaftsbeirats" der Reichsregierung und dem Erscheinen der den gordischen Knoten liberalistischer Wirtschaftsproblematik durchhauenden 4. Notverordnung des Reichskanzlers, sich der vielen Vorschläge zu erinnern, die vor dieser Zeit von den politischen Parteien zur überwindung und Meisterung der durch die Tribute und den Kampf um die Tribute in Deutschland ins Katastrophale verschärften Weltwirtschaftskrise gemacht worden sind. Aus der Harzburger Ecke ertönte der Ruf nach Beseitigung der „Zwangsbewirtschaftung der Arbeit", des Tarifwesens und des Schlichtungsschutzes. Das Echo der linken Gegenseite hallte wider: Auflösung der Kartelle und Trusts, Beseitigung der „Zwangsbewirtschaftung der Preise". Beide Parolen sind in jedem Fall liberalistisch reaktionär, d. h. sie wollen Entwicklungen rückgängig machen, die nun einmal in der Konsequenz des privatwirtschaftlichen „Systems" liegen. Kein Wunder, daß zwischen den Extremen die Stimmen laut wurden, die man auch heute noch als die reinsten Vertreter des politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Liberalismus ansprechen muß, und die folgerichtig sich für beides einsetzten: „Auflockerung" des Tarifwesens und „Auflockerung" der Preisbindungen, d. h. Rückkehr zur „freien" Wirtschaft auf der ganzen Linie. Rußland und Italien sind andere Wege gegangen. Auch Brüning hat es abgelehnt, sich zum Beschützer eines untergehenden Systems westlerischer Herkunft zu machen. Der Anstoß kam jedoch zunächst von außen, nicht von der inneren, ideellen Seite her.

Wenn der Kanzler auch offenbar formal an der Politik der Erfüllung festhielt, so muß man doch zugeben, daß er dies mit einer Methode tat, die eine Abkehr von der liberalistischen Methode Stresemanns bedeutete. Stresemann hat immer die Weltwirtschaft geschont. Das machte ihn unfähig zu wahrhaft nationaler Politik. Brüning ist bewußt darauf ausgegangen, das weltwirtschaftliche Interesse derjenigen Staaten zu verletzen, die er zu „Freunden" Deutschlands gewinnen wollte. So hat z. B. die Schließung der deutschen Zollgrenzen gegen die amerikanische Weizeneinfuhr im Zusammenhang mit der Krise der amerikanischen Landwirtschaft bestimmend auf den Entschluß Hoovers gewirkt, mit einem Schulden-Feierjahr den Kampf um die Revision der Reparationen und Schulden einzuleiten. Unter ähnlichen Gesichtspunkten muß man auch die von der wirtschaftsliberalen Presse so sehr bekämpfte Zinssenkung der 4. Notverordnung betrachten. Sie wird und soll den Inhabern deutscher Schuldverschreibungen wehe tun, ganz besonders denen, die in Neuyork, London, Amsterdam, Brüssel und Paris damit zu handeln pflegen. Die gesamte Lohn- und Preissenkungsaktion wird man ganz besonders unter dem Gesichtspunkte verstehen müssen, daß dadurch die deutsche Ausfuhrindustrie konkurrenzfähig gegenüber dem englischen Valutadumping bleiben soll. Selbst die rein wirtschaftspolitisch widersinnige Erhöhung der Umsatzsteuer wird sinnvoll, wenn man bedenkt, daß sie bis zum Abschluß der zu erwartenden Tributkonferenz das Gleichgewicht der öffentlichen Haushalte aufrecht erhalten soll, damit Deutschland nicht wieder wie früher schon beim Youngplan gezwungen ist, unmögliche Lösungen anzunehmen, weil ihm die Unordnung der Staatsfinanzen ein klares, entschiedenes „Nein!" mit allen sich daraus ergebenden Folgen nicht erlaubt.

Die neue Methode Brüningscher Staatsführung wirkt sich auch im Staatsinneren aus. Sie muß es tun bei einem Kanzler, der das Primat der Außenpolitik so uneingeschränkt bejaht wie dieser. Seit wann denn sind die Nutznießer der revolutionären „Errungenschaften" von 1918 bereit zur Revision? Seit ihr eigenes Interesse durch den Zwang zur Erfüllung verletzt ist. Die Lohn- und Gehaltskürzungen, die Beschneidung der Renten und Unterstützungen, die Bedrohung alles dessen, was man soziale Errungenschaften der Revolution genannt hat, die Existenzgefährdung der alten Erfüllungsparteien hat diese erst gefügig gemacht: die Verfassung praktisch zu revidieren, das Kabinett Brüning zu „tolerieren", den Youngplan zu revidieren, ja, selbst so heikle Fragen, wie die der Kriegsschuldlüge, der Wehrpolitik usw. anders zu behandeln, als es der marxistische Katechismus gestattet. Daß dabei die tödliche Drohung der Hitlerbewegung bewußt in das Kalkül eingesetzt wurde, ist ebenfalls das Verdienst des Mannes, der begriffen hat, daß man sich Gefolgschaft nicht durch Schielen nach dem „Volkswillen" erkauft.

Aber es ist vielleicht nicht nur die auf überlegener staatsmännischer Einsicht beruhende völlig andere Methode in der Innen- und Außenpolitik, die der Gestaltwandel Deutschlands wie Europas auszulösen im Begriffe ist. Brüning steht an der Schwelle einer neuen Zeit, deren Merkmal die grundsätzliche Abkehr vom System der „Privat"-wirtschaft innen, der Weltwirtschaft außen ist. Deshalb sei auf Vorgänge hingewiesen, die auf eine geheime Verwandtschaft deuten lassen zwischen dem italienischen Faschismus und dem russischen Bolschewismus, zwischen den Bemühungen eines Mussolini und den Anstrengungen eines Stalin. Neue Formen des wirtschaftlichen Lebens sind in diesen beiden Systemen erstanden: Außenhandelskontrolle, Devisenzwangsbewirtschaftung, Planwirtschaft. Das Prinzip ist: Die Unterordnung aller wirtschaftlichen Betätigung unter die Staatsnotwendigkeiten. Was da heranwächst, läßt sich vielleicht als „totaler Staat" oder „wirtschaftliche Autarkie" oder „nationaler Sozialismus" oder „Staatskapitalismus" schlagwortmäßig begreifen. Es sei hier nur angedeutet, um auf ähnliche, von der Außenpolitik her erzwungene Entwicklungen in Deutschland hinweisen zu dürfen.

Die der 4. Notverordnung vorausgehende Verordnung des Osthilfekommissars hebt den liberalen Begriff des „Privat"-Eigentums auf. Der Staat, bezw. die Nation erklärt ihr Interesse an der Erhaltung eines landwirtschaftlichen Betriebes, der dem Zugriff der Gläubiger entzogen werden soll, um die Volkswirtschaft aus außenpolitischen Gründen von der ausländischen, vorzugsweise amerikanischen, Lebensmitteleinfuhr unabhängig zu erhalten. Wirtschaft ist seit der 4. Notverordnung nicht mehr „Privat"-Sache, ja, schon nicht mehr seit der Einführung der Bankenaufsicht und der Beteiligung des Staates an den im Sommer dieses Jahres zusammengebrochenen Bankinstituten. Und steht nicht in der Verordnung des neuen Preiskommissars der Satz, daß Betriebe, die unter „unzuverlässiger" Leitung stehen, geschlossen werden können! Das ist das Ende der „Privat"-Wirtschaft. Wie lange noch wird es dauern, bis bei den anhaltenden Zusammenbrüchen in der Industrie der Staat sein Interesse an Betrieben wie „Borsig". „Vereinigte Stahlwerke", „Krupp" usw. erklärt, auch hier das daran bestehende „Privat"-Eigentum, besonders das der ausländischen Gläubiger, aufhebt und die Produktion in den Dienst eines kontrollierten Außenhandels stellt, der die schärfste Waffe im Kampf gegen den kapitalistischen Imperialismus der Siegerstaaten darstellt, die man sich denken kann, besonders wenn ein freiwilliger „Nationaler Arbeitsdienst" eingesetzt werden sollte, der diese Produktion erst wirtschaftlich machen würde.

Ist Brüning der Mann dazu, eine solche — notwendige und unaufhaltsame — Entwicklung zur Vermeidung der sonst unausbleiblichen Revolution durchzuführen? Die 4. Notverordnung läßt die Hoffnung zu, daß es sein könnte. Deutschland hat einen Führer, der im Zwielicht steht und deshalb noch nicht richtig erkannt werden kann, vielleicht deshalb wohl „verkannt" werden muß. Wird er die notwendigen Reformen — d. h. die nationale, korporative Wirtschaftsverfassung — durchführen oder überhaupt, wenn er schon wollte, durchführen können? Sicher ist, daß nach dem Dunkel und der Nacht liberaler Wirtschaftsverirrungen ein neuer Tag weltgeschichtlicher Entwicklung heraufdämmert, dessen Morgenrot bereits in Rußland und Italien sichtbar ist, dessen Zwielicht aber noch nicht erkennen läßt, ob der gegenwärtige Reichskanzler der letzte Kanzler des „Systems" ist, oder sein Liquidator und Führer in den neuen Tag hinein.

Brüning steht an der Brücke zu einem neuen Deutschland. Die revolutionären Mächte sammeln sich bereits als Folge der „System"-Krise. Die Ideen der neuen Zeit schwimmen in den großen Bewegungen mit, die heute das parteipolitische Bild Deutschlands beherrschen. Wenn Brüning versagt, dann bleibt nur die Revolution des Kommunismus oder des Nationalsozialismus. Die Entscheidung über dieses „oder" fällt zuvor in einem Bürgerkriege, der uns aber in erster Linie außenpolitisch ohnmächtig machen würde. Es ist die Tragik unserer Zeit, daß die Neuen Ideen noch gebunden sind an die Geistesmächte des marxistischen Materialismus und des völkischen Naturalismus. Es bliebe uns manches erspart, wenn sie unabhängig davon sich Bahn brechen würden und in einer „Revolution von oben" die Wirklichkeit neu gestalten könnten. Ob die christlich-sozialen Kräfte unseres Volkes, soweit sie noch im katholisch-sozialen Teil des Zentrums und den christlich-konservativen und den evangelisch-sozialen Elementen der christlich-nationalen Rechten vorhanden sind, dazu ausreichen, ist die Frage. Versucht werden muß es solange, bis der helle Tag volle Klarheit geschafft hat.

Otto Kühbacher.

411 Stadt. Bibliothek S 839

Bedenken gegen eine sozialistische Planwirtschaft.

Die Zahl der noch hoffnungsvoll in die Zukunft schauenden Menschen in Deutschland ist gering geworden. Die gegenwärtige Wirtschaftskrise hat den Glauben an die Zweckmäßigkeit der bestehenden Wirtschaftsordnung aufs tiefste erschüttert. In dem Suchen nach dem Ausweg tauchen Pläne fast ohne Zahl auf; aber sie enthalten fast restlos nichts Neues, sondern Bekanntes und bis heute Bekämpftes. Alles, was bis jetzt zur Herbeiführung einer besseren Zeit empfohlen worden ist und schon deutlichere Gestalt gewonnen hat, liegt in der Richtung einer sozialistischen Planwirtschaft. Man will es nicht wahr haben und vermeidet darum sorgfältig die Bezeichnung Sozialismus. Aber man mag sich drehen und wenden, wie man will, wenn man die Privatwirtschaft aufgibt und zur organisierten Gesellschaft übergeht, dann stellen sich alle Schwierigkeiten ein, die der sozialistischen Planwirtschaft anhängen.

Die Planwirtschaft setzt voraus, daß jeder im Staat an der Stelle, an die er gestellt ist, voll seine Pflicht tut, oder wirtschaftlich ausgedrückt, daß der Mensch, wenn er vor die Wirtschaftsaufgabe gestellt wird, schließt: Ich arbeite für die Allgemeinheit, die Allgemeinheit arbeitet für mich, also setze ich meine ganze Kraft ein! — Das würde sein, wenn der Mensch so wäre, wie der Sozialismus ihn sieht; aber viele tausend Jahre Entwicklung haben in ihm den Egoismus nicht töten können. An dieser Tatsache darf heute niemand, der an die Ordnung der Wirtschaft gehen will, achtlos vorbeisehen. Der Mensch, auch der Kommunist sagt sich: Das, was ich an dem Gesamtwerk leiste, bedeutet für mich selbst so wenig, daß es sich nicht lohnt, alle meine Kräfte einzusetzen. Ich werde sie schonen, um sie nachher nutzbringender für mich zu gebrauchen.

Darum mußte der Versuch in Rußland mißglücken. Er ist mißglückt, daran kann nicht gezweifelt werden. Das wird in nicht mißzuverstehender Weise von Stalin selbst bestätigt. Am 23. Juni 1931 sagte er in Petrograd:

„Wie ist die tatsächliche Lage bei uns? Kann man sagen, daß die Zusammensetzung der Arbeiterschaft in unsern Betrieben sich mehr oder weniger gleichmäßig gestaltet? Nein, zu unserm Bedauern läßt sich das nicht sagen. Ganz im Gegenteil, wir beobachten in unseren Betrieben noch immer einen unaufhörlichen Wechsel innerhalb der Belegschaft. Ja, mehr noch, in einer Reihe von Betrieben nimmt der Wechsel unter der Arbeiterschaft nicht nur nicht ab, sondern im Gegenteil, er wächst und wird immer stärker. Auf jeden Fall wird man nur ganz wenige Betriebe finden, in denen die beschäftigten Arbeiter in einem Zeitraum eines halben oder sogar nur eines viertel Jahres nicht mindestens zu 30 bis 40 v. H. wechseln würden. Aus welchem Grunde erfolgt dieser Arbeitswechsel? Das geschieht infolge der falschen Festsetzung des Arbeitslohnes, infolge des falschen Tarifsystems und infolge der linksradikalen Gleichmacherei auf dem Gebiete des Arbeitslohnes. In einer Reihe von Unternehmungen sind die Tarifsätze bei uns so festgesetzt, daß der Unterschied zwischen qualifizierter und unqualifizierter, zwischen schwerer und leichter Arbeit fast völlig verschwindet. Die Gleichmacherei führt dazu, daß der unqualifizierte Arbeiter kein Interesse daran hat, zu einem qualifizierten Arbeiter zu werden, und auf diese Weise auch keine Aussicht hat, vorwärts zu kommen. Infolgedessen fühlt er sich im Betriebe wie ein Erholungsurlauber, der nur eine Zeitlang arbeitet, um nur das Notwendige zu verdienen, und dann irgendwo anders hingeht, um sein Glück zu suchen. Um dieses eingebürgerte Uebel zu beseitigen, muß man die Gleichmacherei abschaffen und das bisherige Lohntarifsystem zertrümmern. Man muß die Arbeiter an den Betrieb, an die Zeche ketten. Wie aber kann man sie an den Betrieb fesseln? Man kann sie nur durch Aufstiegsmöglichkeiten fesseln, dadurch, daß man ihren Lohn erhöht, dadurch, daß man den Arbeitslohn so festsetzt, daß er der Qualifikation des Arbeiters entspricht." Das ist eine vollkommene Bankerotterklärung des bolschewistischen Systems.

In einem Punkt ist die Planwirtschaft der privatwirtschaftlichen überlegen. Es gibt in ihr keine Unausgeglichenheit zwischen Produktion und Konsumtion. Das heißt aber, daß der Ausgleich auf der Stufe verhältnismäßiger Armut gegenüber dem möglichen Reichtum erreicht wird. Um der Produktion jenen Schwung zu geben, den sie im privatwirtschaftlichen System hat, muß auf den einzelnen Menschen ein starker Zwang ausgeübt werden, aber auch der wird nicht imstande sein, die Verantwortungslosigkeit zu verhindern. Auch dazu äußerte sich Stalin in seiner aufsehenerregenden Rede vom 23. 6. Er sagte: „Was ist Verantwortungslosigkeit? Verantwortungslosigkeit ist das Fehlen jeder Verantwortung für eine übertragene Arbeit, für Maschinen, für Werkzeuge, für Instrumente. Es ist klar, daß bei einer solchen Verantwortungslosigkeit keine Rede sein kann von einer irgendwie nennenswerten Hebung der Arbeitsleistung, von einer Qualitätsverbesserung der Erzeugnisse und von der schonenden Behandlung der Maschinen, Werkzeuge und Instrumente. Sie wissen, wohin die Verantwortungslosigkeit im Eisenbahntransportwesen geführt hat. In den gleichen Zustand treibt sie unsere Industrie hinein." Weiter sagt er in seiner Rede: „Einige unserer Genossen glauben, daß die führenden Posten in den Fabriken nur mit kommunistischen Parteigenossen besetzt werden müssen. Infolgedessen drängen sie parteilose Mitarbeiter mit Unternehmergeist zur Seite und setzen an die erste Stelle Parteigenossen, obgleich sie weniger Fähigkeiten und Unternehmergeist haben. Wir müssen unsere Politik gegenüber der alten technischen Intelligenz ändern. Es wäre dumm und unklug, jeden Spezialisten und Ingenieur der alten Schule wie einen noch nicht ertappten Verbrecher und Schädling zu betrachten. Also müssen wir unser Verhalten gegenüber den technischen Ingenieurkräften der alten Schule ändern. Wir müssen ihnen mehr Aufmerksamkeit entgegenbringen und sie mit pflegender Fürsorge umgeben; wir müssen sie offen zur Arbeit heranziehen — das ist unsere Aufgabe."

Also selbst auf dem Gebiet der Produktion vermag die Planwirtschaft nicht das zu leisten, was erwartet werden mußte. Eigentlich bildet diese Feststellung, die hier von hervorragendster Stelle aus erfolgt, eine gewaltige Überraschung selbst für die Gegner des Systems. Sie haben erwartet, daß die Schwierigkeiten auf dem Gebiet der Güterverteilung liegen würden, aber nicht auch auf dem der Gütererzeugung. Durch die Wiedereinführung des Akkordsystems hat Rußland bewiesen, daß es sich von dem Tarifsystem der Gleichmacherei gelöst hat. Damit ist das bolschewistische System in seinem innersten Wesen getroffen. Lenin mußte schon einsehen, daß es ihm unmöglich war, die Ausbeutung durch den Finanzkapitalismus zu beseitigen, weil er nichts an die Stelle des bestehenden Geldwesens zu setzen wußte; jetzt ist auch die freie Konkurrenz in das Gebiet der Produktion zurückgekehrt. Was geblieben ist, sind nur noch Bruchstücke des großen Systems, die auch noch nach und nach verschwinden werden. Wie soll die Leistung bestimmt werden in einer staatlich organisierten Wirtschaft? Der Versuch wird immer wieder zu einer abscheulichen und unsittlichen Vettern- und Parteigenossenwirtschaft führen, die bewirkt, daß eine denkende Menschheit eine Planwirtschaft auf die Dauer nicht ertragen kann.

Das System der „Vernünftigen Volkswirtschaft" ist sicher mit viel Geist erdacht, aber indem es die Unsittlichkeit, die durch das Geldwesen in die Welt gekommen ist, beseitigen will, führt es sie durch die Hintertür der Verteilung wieder ein. B. Otto unterscheidet Unterhalts-, Wohlfahrts- und Luxusempfänger. Wer bestimmt nun, zu welcher Gruppe der einzelne Volksgenosse gehören soll? Ich möchte den Menschen sehen, der nicht von sich glaubt, ein Anrecht auf die höchste Rente zu haben. Wohlstand wird dem zugesichert, der eine dem Volke nützliche Tätigkeit ausübt. Das Maß des Nutzens staffelt die Höhe des Wohlstandes. „Nicht aus Wohltätigkeitsdusel, sondern im eigensten Interesse unseres Volkes" fordert B. Otto (in „Moral und Wirtschaft", S. 89 u. 90), daß der Künstler, welcher Art er auch sei, nicht nur auf den einfachen Lebensunterhalt beschränkt bleibt, sondern sich auch eines gewissen Wohlstandes erfreuen kann." Wenn ihm aber entgegengehalten wird, daß dann mancher Faulenzer unter den Schriftstellern nichts leisten würde, so antwortet er darauf: „Ich leugne das nicht. Aber wenn ein Mensch keinen inneren Drang zu solchen Leistungen hat — ich denke besonders an Schriftsteller — dann erwirbt er sich eben dadurch ein Verdienst um das Volk und sogar um die Menschheit, daß er nichts mehr schreibt!" Ich muß gestehen, daß mich diese geniale Lösung doch überrascht hat, nur fürchte ich, daß in diesem Zukunftsstaat jeder Faulpelz zugleich Künstler im Hauptberuf sein wird. Lebhaft werde ich dabei an Bebels Worte erinnert, die er auf die Frage gab, wer denn die niederen Arbeiten verrichten solle: „Ich hoffe zunächst auf den Gemeinsinn der Arbeiter; reicht dieser aber nicht aus, so müssen alle der Reihe nach die unangenehmen Arbeiten verrichten." („Die Frau", S. 408). Also müßten zunächst Scheidemann, Wirth usw. bis Brüning mit ihren Ministerien sich mit Schrubbern und Besen bewaffnen, die Straßen und Aborte Berlins zu reinigen.

„Wie es bei der Verleihung der Schriftsteller- und Künstlerrenten hergehen wird, ist allerdings schwer vorauszusagen. Daß die schon damit versehenen Berufsgenossen dabei mitzureden und dann als Sachverständige naturgemäß großen Einfluß haben, erscheint mir selbstverständlich; es werden aber auch wohl andere und besonders der Staat durch Vertreter dabei mitzureden haben. . ." (B. Otto „Moral und Wirtschaft". S. 94). Es kommt mir ein Grauen an bei all den notwendig werdenden Kommissionen, Konferenzen, Sachverständigengutachten, Beratungsstellen usw. Ich bin der Meinung, daß wir davon jetzt schon mehr als genug haben.

Ganz einfach ist dann auch die Lösung der Frage, wer Bezieher der Luxusrente sein soll. Auf S. 95 heißt es: „Und diese Bezieher brauchen wir ebenso wenig wie alle andern Stände, nach denen wir ausschauten, neu zu schaffen; wir übernehmen sie einfach aus den jetzt bestehenden Ständen. Es sind alle, die bisher ganz oder hauptsächlich von ihren Renten lebten. Ihnen diese Renten zu nehmen, hat die vernünftige Volkswirtschaft nicht der geringsten Grund." Das ist alles so einfach, aber leider nur in der Theorie; in der Praxis sind die Aufgaben ungeheuer schwer durchzuführen. „Die Probleme des Sozialismus erscheinen immer schwieriger und verwickelter, je näher wir ihnen rücken. So einfach liegen die Dinge nicht, wie viele von uns noch vor vier Jahren meinten." So schrieb K. Kautsky im Jahre 1922. Und heute wird es als Selbstverständlichkeit bezeichnet, daß wir den Weg der Planwirtschaft gehen werden, sei es nun in der Richtung des Staatssozialismus nach Moskauer Muster oder in der Richtung des Staatskapitalismus nach faschistischem Vorbild. Aber es wird nötig sein, schon jetzt zu betonen, daß eine Rettung aus den bestehenden Schwierigkeiten auf diesem Wege nicht zu erwarten ist.

Entweder Eigen- oder Staatswirtschaft — etwas Drittes gibt es nicht. Man kann, wenn man weder die eine noch die andere will, für die gesuchte Ordnung noch so anheimelnde Worte ersinnen: Genossenschaften, Gemeinwesen, Vergesellschaftung usw. — sie können die Tatsache nicht verschleiern, daß es sich im Grunde genommen immer um denselben Schrecken, um den Tod der persönlichen Freiheit, Unabhängigkeit, Selbstverantwortung, d. h. um Behördenherrschaft handelt.

H. Vagts, Kiel.

Weihnachten.

Wir haben gewartet, gebetet, gesungen
Und Dir, dem Erretter, entgegengeschaut.
Uns haben die Lieder der Engel umklungen,
Wir haben Dir Pforten und Tempel gebaut.

Nun bist du gekommen. In Nähen und Weiten
Ertönt Deine Stimme voll Liebe und Huld.
Wir sehen Dich segnend die Hände ausbreiten,
Du willst uns befreien vom Bann unsrer Schuld.

Du kennst unsre Namen, Du weißt wo wir wohnen.
— und wär's auch weit draußen im einsamen Feld —
Dein Licht leuchtet heller, als das der Millionen
Von brennenden Lampen und Kerzen der Welt.

O Jesus, Du König und Herr unsrer Seelen,
Mach' still alle Unrast! Mach' stark unsren Mut!
Bist Du unser Helfer, dann kann uns nichts fehlen,
Bleib bei uns und führ uns! und alles wird gut!

Sascha Helene Bechtel.

„Christ der Retter ist da!"

Es war ein trüber Dezembertag. Dichter Nebel lag in den Tälern. Die Straßenlampen der Großstadt, die sich bis in die Täler des Teutoburger Waldes immer mehr hineinbaut, sahen so träumerisch und verschlafen darein, als wenn sie sagen wollten: All unser Leuchten nützt nicht viel, der Nebeldunst verschlingt unser Licht und verhöhnt unsere Mühe und Anstrengung. Die hellerleuchteten Schaufenster wollten zeigen, daß Weihnachten näherkomme und viele Geschenke für jung und alt, für groß und klein zur Stelle seien. Aber auch ihr Mühen gelang nicht recht. Der Nebel behauptete das Feld.

Zwei Männer wanderten langsam durch die Straßen und dann den Berg hinan, der stolz die alte Burg trägt, die von alten Zeiten stets zu raunen weiß. Die beiden Wanderer schienen Zeit zu haben. Was trieb sie auch? Arbeit? O nein, die war ihnen genommen; — Arbeitslosigkeit, dieses eine finstere Wort war ihr Schicksal.

„Was soll werden? Weihnachten naht! Sonst konnte man sich noch freuen mit den Kindern — wie ein Kind. Aber jetzt? Kaum die nötigen Groschen fürs tägliche Brot!" so sagt der eine. Darauf die Antwort des andern: „Mein armes gutes Weib rackert und härmt sich ab. Nirgends wills zulangen. Und dabei die Frage der Kleinen: Mutti, bringts Christkind uns auch etwas?" „Und dieses Geld, diese Arbeitslosenrente! Früher verdiente man sein Geld. Man konnte sich dessen freuen. Sagen konnte man es: Mit diesen Händen, mit Fleiß und Geschicklichkeit kann ich etwas schaffen. Das Geld ist mein Lohn, wohl verdient, mein Eigentum. Und jetzt?" „Du hast recht! Ich empfinde genau so. Es ist eine folgenschwere Verkehrung der Geldwirtschaft. Man muß das Geld ja nehmen, aber es erscheint einem als eine — Erniedrigung, als eine unwürdige Sache. Wohin sind wir deutschen Werkleute geraten!" „Und unsere Familien verelenden immer mehr. Nicht nur, daß die Nahrung nicht zureicht, Wäsche, Kleider, Schuhe, alles wird geringer, alles entschwindet immer mehr. Eine jämmerliche Zukunft, ein Ausblick zum Verzweifeln." „Und unsere Jugend, unsere Kinder? Wäre es nicht besser, man hätte sie gar nicht? Das Herz blutet jedem Vater, jeder Mutter, wenn sie an die Jugend unserer Zeit denkt." „Wenn man nur wüßte, wie und wann es besser werden kann, dann ließe sich noch alles ertragen. Früher habe ich auf unsere Partei geschworen, sie würde dem Volke helfen. Aber heute versagt sie, ja, sie hat längst versagt; allmählich geht es einem auf." „Rede nicht von Partei und Politik! Daher kommt das Heil nicht, das kann jeder sehen, auch wenn er fast blind wäre. Nein, es müssen andere Kräfte lebendig werden. Mir geht es immer wieder durch den Sinn, daß unsere Vorväter ohne Maschinen und Gewerkschaft, aber mit ihrem Glauben und mit ihrer sprichwörtlichen Treue auf dem rechten Wege waren. Damals gings von Stufe zu Stufe vowärts zu dem beträchtlichen Volksvermögen, an dessen kümmerlichen Resten wir jetzt noch nagen. Ob das nicht der rechte Weg ist?"

Immer höher hinauf waren die beiden gedankenverloren gestiegen. Nun schauten sie um sich. Auf der Höhe war es licht. Am Firmament funkelten die Sterne, in den Tälern aber und über der Stadt lag Nebeldunst.

„Also höher hinauf!" sagte der eine, nicht drunten ist's klar." „Ja, höher hinauf, zum Himmel den Blick, da leuchten noch Sterne der Hoffnung," erwiderte der andere.

In dem Augenblick wurde in dem naheſtehenden Häuslein am Berge die Haustür geöffnet. Da klangen hell und jubelnd Kinderstimmen, man hörte sie deutlich: „Christ, der Retter ist da! Christ, der Retter, ist da! — Stille Nacht, heilige Nacht! Gottes Sohn, o wie lacht . . ." Da wurde die Tür wieder geschlossen.

„Ist's das?" „Ist das der Weg: Christ, der Retter, ist da?"

Nachdenklich gingen die beiden den Berg hinunter zur Stadt zurück. Dichter Nebeldunst umgab sie wieder.

Als aber der Christtag kam, saßen sie beide mit ihren Kindern in der großen Kirche mit den beiden Türmen und sangen es tiefbewegt mit der großen Gemeinde:

Stille Nacht, heilige Nacht,
— — — — — — — —
Christ, der Retter ist da!"

Hm.

Brot wird billiger.

Im gesamten Reichsgebiet. — Vereinbarung über die Senkung der Fleischpreise.

Die vom Reichskommissar für die Preisüberwachung mit dem Bäckerhandwerk geführten Besprechungen über die Senkung des Brotpreises sind beendet. Nach der darüber ausgegebenen Mitteilung hat sich das durch den Germania-Verband vertretene Bäckerhandwerk den Forderungen, die aus der gegenwärtigen Wirtschaftsnot auch für das Gewerbe entstehen, nicht entzogen und ist gewillt, von sich aus den Preissenkungsbemühungen Rechnung zu tragen, indem das Brot so billig wie möglich an die Verbraucher abgegeben wird.

Auf Grund der mit Dr. Goerdeler getroffenen Vereinbarungen hat der Germania-Zentralverband deutscher Bäckerinnungen seinen Mitgliedskörperschaften im Reich folgende Empfehlungen erteilt:

1. Allgemein muß jeder Ort die Bruttospanne ab 1. Januar 1932 um mindestens 10 Prozent ermäßigen.

2. Der Brotpreiskalkulation darf ab 1. Januar 1932 keine höhere Bruttospanne als 14 Pfennig pro Kilo zugrunde gelegt werden; bisherige niedrigere Spannen dürfen nicht erhöht werden.

3. Die Höchstbruttospanne von 14 Pfennig kann ausnahmsweise nur dann erhöht werden, falls einzelne Orte den Nachweis tatsächlicher erhöhter Unkosten gegenüber der auf 14 Pfennig ermäßigten Normalspanne erbringen.

Die Entscheidung über die Aufhebung des Nachtbackverbots ist noch nicht gefallen. Der Reichskommissar will sich vorher nochmals mit dem Bäckerhandwerk in Verbindung setzen.

In Berlin wirken sich die obigen Vereinbarungen dahin aus, daß der Preis für Bäckerbrot um 10 Prozent sinkt. Er ermäßigt sich ab 1. Januar von 50 Pfennig auf 45 Pfennig für Brot von 1250 Gramm. Der Reichskommissar hat das Bäckerhandwerk jedoch gebeten, die Senkung sofort nach Weihnachten eintreten zu lassen. In anderen Städten wird die Senkung, da die Spanne dort vielfach größer ist, zum Teil noch erheblicher sein. Auch die Brotfabriken empfehlen ihren Mitgliedern, die Bruttospanne entsprechend der Unkostensenkung aus der Notverordnung herabzusetzen. In Berlin wird infolgedessen das Brot der Brotfabriken von 1250 Gramm nach dem augenblicklichen Stand der Mehlpreise 48 Pfennig kosten. Eine weitere Ermäßigung haben die Brotfabriken als gegenwärtig undurchführbar bezeichnet. Sie haben aber eine weitere Preissenkung in Aussicht gestellt, falls eine gewisse Lockerung des Nachtbackverbots erreicht werden sollte.

Auch auf dem Gebiete der Fleischpreise sind die Verhandlungen des Preiskommissars zum Abschluß gekommen. Der Deutsche Fleischer-Verband hat sich bereit erklärt, seinen Mitgliedern die Einhaltung bestimmter Bruttopreisspannen zu empfehlen.

Die Verdienstspannen sollen künftig betragen bei Schweinefleisch 15 Pfennig (bisher durchschnittlich 16,5 Pfennig), bei Rindfleisch 20 Pfennig (24), bei Kalbfleisch 25 (29) Pfennig, bei Hammelfleisch 25 (28,4) Pfennig. Die Erhöhung der Umsatzsteuer wird zu Lasten des Gewerbes genommen. Der Preiskommissar hat sich angesichts dieser Verständigung bereit erklärt, zur Zeit von einer amtlichen Festsetzung der Preisspanne abzusehen. Seine gesetzlichen Befugnisse, die er sich durchaus vorbehalten hat, werden durch die jetzigen Empfehlungen nicht berührt.

Dramatischer Schlußkampf.

Französische Verfälschungsmanöver erschwerten den Abschluß.

— Basel, 23. Dezember.

Die letzten Verhandlungen des Beratenden Ausschusses der BIZ. nahmen einen dramatischen Verlauf. Wie jetzt bekannt wird, hatte sich die Aussprache in einer der letzten Sitzungen derart scharf zugespitzt, daß der Vertreter Frankreichs, Rist, kurzerhand den Saal verließ. Zurückzuführen war diese Krise darauf, daß von französischer Seite für den Schlußbericht eine Fassung gefordert worden war, nach der die deutsche Krise nur einen „vorübergehenden" Charakter trage, weshalb lediglich vorübergehende Hilfsmaßnahmen vom Ausschuß für Deutschland empfohlen werden könnten. Der deutsche Vertreter Dr. Melchior hat dann dazu erwidert, daß er seine Unterschrift verweigern müßte, wenn nicht in einwandfreier Weise die Zahlungsunfähigkeit Deutschlands in dem Bericht festgestellt werde.

Unterstützung fand Dr. Melchior mit seiner Forderung bei den Delegierten Englands, Italiens und Hollands. Frankreich hatte nur Belgien und Jugoslawien auf seiner Seite.

Ueber das Gutachten selbst verlautete in diesem Stadium der Verhandlungen, der Bericht werde in vier Sprachen ausgegeben werden: deutsch, französisch, englisch und italienisch. Das eigentliche Gutachten umfasse 17 Seiten, ein Anhang enthalte umfangreiches statistisches Material. Von den vier Kapiteln enthalte das erste eine überwiegend historische Darstellung der Weltwirtschaftskrise und der deutschen Krise im besonderen, im zweiten Kapitel würden die Ursachen und die Auswirkungen der Krise verhandelt, das dritte Kapitel bringe eine Uebersicht über die Maßnahmen, die Deutschland zur Bekämpfung der wirtschaftlichen und finanziellen Krise getroffen hat, und im vierten Kapitel endlich würden die Schlußfolgerungen gezogen, aber ohne daß den beteiligten Regierungen bestimmte Empfehlungen über die zu treffenden Maßnahmen unterbreitet würden.

Einigung in Basel.

Die Verhandlungen des Beratenden Sonderausschusses der BIZ. haben nunmehr zu einer vollständigen Einigung geführt. Dr. Melchior bat danach sogleich die deutschen Pressevertreter zu sich und erklärte ihnen: „Das Gutachten ist angenommen und wird nunmehr unterzeichnet." Wie verlautet, ist der Streitpunkt hinsichtlich der Tribute so gelöst worden, daß im Kapitel 4 zum Ausdruck gebracht wird, daß nach Ansicht der Mehrheit des Ausschusses die Reparationen die Weltkrise zu einer dauernden machen. Die französische Abordnung macht sich aber diese These nicht zu eigen.

Das Gutachten.

Das Gutachten des Sonderausschusses gibt in Kapitel I zunächst einen Ueberblick über die gegenwärtige Lage und befaßt sich im Kapitel II mit den Ursachen, im Kapitel III mit den Maßnahmen der deutschen Regierung. Es kommt dann im Kapitel IV zu folgenden Schlußfolgerungen:

Es steht fest, daß Deutschland den aufschiebbaren Teil der Jahresraten nach Ablauf des Hooverjahres nicht zu transferieren vermag. Der Ausschuß weist indessen auf die beispiellose Schwere der Krise hin, deren Ausmaß unzweifelhaft die „verhältnismäßig kurze Depression" übersteigt, die der Neue Plan ins Auge faßt. Der Neue Plan ging von der ständigen Ausdehnung des Welthandels aus; innerhalb deren die Reparationszahlungen ein Faktor von abnehmender Bedeutung werden würden. Tatsächlich ist das Gegenteil eingetreten. Nicht nur ist der Umfang des Welthandels zusammengeschrumpft, sondern das außerordentliche Fallen des Goldpreises hat die tatsächlichen Lasten der deutschen Jahresraten, wie alle in Gold festgesetzten Zahlungen, um 40 v. H. erhöht.

•

B.J.Z.-Gutachten unterzeichnet.

— **Basel,** 23. Dezember. Das Gutachten des Sonderausschusses ist am Mittwoch abend kurz nach 22 Uhr von sämtlichen Abordnungsführern unterzeichnet worden.

Präsident Beneduce gab einen kurzen Überblick über die drei Wochen angespannter Arbeit und schloß die Tagung mit guten Wünschen für die Zukunft.

Kleine Notverordnung.

Ledigensteuer und Aufsichtsratssteuer um ein Jahr verlängert.

— Berlin, 24. Dezember.

In Ergänzung der Großen Notverordnung hat jetzt die Reichsregierung eine weitere Notverordnung erlassen, die u. a. folgende Bestimmungen enthält:

Der fünfprozentige Zuschlag zur Einkommensteuer von mehr als 8000 Mark, der Ledigenzuschlag und der zehnprozentige Tantiemenzuschlag der Aufsichtsratsmitglieder werden auch für 1932 erhoben.

Verluste aus Landwirtschaft sollen vom übrigen Einkommen abgezogen oder auf das nächste Jahr vorgetragen werden. Verluste bis 1000 Mark bleiben außer Ansatz. Mit der Freistellung der ersten 6000 Mark ist auch der steuerfreie Einkommensteil von 720 Mark abgegolten. Um Härten zu vermeiden, soll der steuerfreie Einkommensteil gewährt werden, wenn der Einheitswert des landwirtschaftlichen Betriebes unter 8000 Mark liegt.

Die Entrichtung der Kraftfahrzeugsteuer ist vom 2. Januar 1932 ab auch in Monatsraten zugelassen.

Weiter bestimmt die neue Verordnung, daß die Länder im Einvernehmen mit dem Reichsfinanzminister die zwanzigprozentige Senkung der Hauszinssteuer am 1. April 1932 auch individuell handhaben können und daß nach einer Ablösung der Hauszinssteuer keine höhere Grundsteuer auferlegt werden darf.

Im Interesse einer besseren

Bekämpfung des Schmuggels

wird die Errichtung von Baulichkeiten in einem 50 Meter breiten Grenzstreifen von der Zustimmung der Zollbehörde abhängig gemacht. Kraftfahrzeuge, die zum Schmuggeln benutzt werden, werden eingezogen, auch wenn sie den Schmugglern nicht gehören.

Zur Bekämpfung der Notlage der Binnenschiffahrt werden die Kleinschiffer zum Zusammenschluß zu öffentlich-rechtlichen Verbänden ermächtigt.

Grundstücke bleiben von der Gemeindegrundsteuer befreit, solange die Befreiung von der Landesgrundsteuer besteht.

Im Interesse der Länderhaushalte wird das Inkrafttreten der Aenderung des § 35 des Finanzausgleichsgesetzes, wonach die Ergänzungsansprüche der Länder an Stelle eines Drittels nur zur Höchstgrenze eines Fünftels des Landesteils gehen sollten, bis zum 1. April 1932 zurückgestellt.

Weitere Bestimmungen sollen eine bessere Unterbringung von ehemaligen Angehörigen der Wehrmacht und der Schutzpolizei ermöglichen, ohne daß dadurch auf der anderen Seite Entlassungen bedingt werden. Die Verordnung über die Ausfuhr von Kunstwerken wird um ein Jahr verlängert. Die Reichsregierung wird ermächtigt, besondere Vorschriften für den Fall der Aufhebung oder Zusammenlegung von Gerichten zu erlassen.

Weiter ist die Geltungsdauer der auf den 31. Dezember 1931 befristeten Lohnpfändungsordnung um ein halbes Jahr verlängert worden.

Senkung der Postgebühren.

Ab 1. Januar. — In der Hauptsache im Paket- und Fernsprechverkehr.

— Berlin, 24. Dezember.

Das Reichskabinett versammelte sich nochmals vor dem Feste und stimmte der Senkung der Postgebühren zu. Die Senkung, die am 1. Januar 1932 Platz greift, soll sich, um bei der Höhe des zur Verfügung stehenden Betrages von 120 Millionen Mark wirksam zu sein, auf zwei wichtige Verkehrszweige, den Paket- und den Fernsprechverkehr, erstrecken. Bereits am 28. Dezember wird der Arbeitsausschuß des Reichspostverwaltungsrates und am 29. das Plenum des Verwaltungsrates zusammentreten, um die endgültige Entscheidung zu treffen, insbesondere, um die Einzelheiten der Gebührenordnung festzusetzen.

Handelsvereinbarung in Kraft.

— Berlin, 24. Dezember.

Wie amtlich mitgeteilt wird, werden die im Verlaufe des Monats Dezember mit Deutsch-Oesterreich und Rumänien getroffenen Handelsvertragsvereinbarungen mit Wirkung vom 1. Januar 1932 in Kraft gesetzt. Die Vereinbarungen mit Ungarn erlangen am 28. Dezember Rechtskraft.

Moratorium bestätigt.

— Washington, 24. Dezember.

Nach mehr als elfstündiger Aussprache hat nunmehr der amerikanische Senat den Gesetzentwurf über das Hoover-Schuldenfeierjahr, das allerdings bereits seit dem 1. Juli läuft, bestätigt. Für den Gesetzentwurf wurden 69 Stimmen abgegeben, dagegen zwölf. Damit sind also die 68 Senatoren, die sich bereits anläßlich der Führerkonferenz im Weißen Hause auf den Hooverplan verpflichtet hatten, dem Präsidenten treu geblieben, und von den übrigen Mitgliedern des Senats hat einer, trotz der Sabotage der amerikanischen Initiative durch die französische Regierung, sich noch nachträglich den Parteigängern Hoovers angeschlossen.

Praktisch wird durch die Bestätigung des Hoover-Moratoriums durch den Senat nichts geändert. Es verbleibt nur dabei, daß Deutschland bis zum 30. Juni keine Reparationen und die ehemaligen Kriegsverbündeten Amerikas keine Kriegsschulden zahlen. Was nach diesem Termin werden wird, darüber wird nach Weihnachten auf der Stillhaltekonferenz in Berlin und im Januar in der neuen Reparationskonferenz entschieden werden. Von den Vereinigten Staaten ist in dieser Hinsicht vorerst nichts zu erwarten.

Der Senat hat das noch dadurch unterstrichen, daß er gleichzeitig mit dem Hoover-Moratorium die vom Repräsentantenhaus beschlossene Kundgebung, die sich gegen eine Wiederholung des Hooverplans verwahrt und gegen eine etwaige Revision oder Streichung der Kriegsschulden wendet, ohne jede Erörterung gebilligt hat. Der Schlüssel für die Lösung der Reparationsfrage liegt damit bei Europa.

Während der Aussprache im Senat spielten sich Szenen ab, wie man sie in diesem Hause mit den würdigen, ernsten Männern seit langem nicht mehr erlebt hat. Die „Erzfeinde" Hoovers und des Hoovermoratoriums, so klein ihre Zahl war, waren unermüdlich im Kampf, und sie schleuderten auch dann ihre Anklagen heraus, wenn die übrigen Senatoren fluchtartig die Kampfplätze verließen. Man würde ihnen aber unrecht tun, wollte man annehmen, daß ihr Kampf gegen Deutschland gerichtet gewesen wäre. Bestimmend für die Haltung dieser Männer war die Empörung über Frankreichs Verhalten bei der Durchführung des Hoover-Moratoriums.

Die Opposition beantragte daher verschiedene Zusätze. So wollte ein Antrag in die vom Repräsentantenhaus und vom Ausschuß hinzugefügte Verwahrung gegen eine Festlegung auf Verminderung oder Streichung der alliierten Schulden eine offene Ablehnungserklärung gegen weitere Moratorien einfügen. Ein anderer Antrag wollte das Moratorium erst in Kraft treten lassen, wenn die Alliierten Deutschland die Mandatskolonien zurückgegeben hätten, ein dritter verlangte die Abrüstung Europas und einer ein gleiches Moratorium für die notleidenden amerikanischen Farmer, denen eine Zwangsversteigerung ihrer mit Bundesgeld beliehenen Farmen drohe. Schließlich beantragte Senator Shipstead auch noch die Einfügung einer Erklärung, daß Amerika die Behauptung des Versailler Vertrages über Deutschlands Alleinschuld feierlichst als falsch verwerfe.

Insgesamt waren so nach und nach zehn Zusatzanträge eingereicht worden. Bei ihrer Begründung äußerte der demokratische Senator Gore-Oklahoma temperamentvoll und deutlich: „Nichts ist falscher als die Annahme, Deutschland werde 30 oder 40 Jahre lang Reparationen an Frankreich zahlen. Die Reparationen sind eine Strafe, die auf der angeblichen Schuld Deutschlands am Weltkrieg fußt und auf einen mit dem Schwert und der Bajonettspitze erzwungenem Vertrag. Deutschland ist moralisch nicht zur Zahlung verpflichtet. Deutschland wird die Schulden zurückweisen, ganz gleich, ob durch Faschismus oder durch Kommunismus."

So sehr sich nun die Gegner Hoovers für ihre Zusatzanträge einsetzen — Senator Johnson entfaltete direkt schauspielerische Fähigkeiten und verschmähte es nicht, mit tränenden Augen zu werben — Erfolg war ihnen dabei nicht beschieden. Sämtliche Anträge wurden abgelehnt, und zwar nicht wegen ihres Inhalts, sondern aus der Erwägung heraus, daß eine Abänderung der Moratoriumsvorlage zur Zurückverweisung des Gesetzentwurfs an das Repräsentantenhaus führen mußte. Und diesen Zeitverlust wollte man unbedingt vermeiden.

Der Schlußstrich unter das Hoover-Feierjahr.

— **Washington,** 23. Dezember. Präsident Hoover hat das vom Repräsentantenhaus und dem Senat gebilligte Moratorium der internationalen Regierungsschulden nunmehr unterzeichnet.

Reichsanfrage an Braunschweig

Wegen des Erscheinens der Nationalsozialisten in Uniform.

Im Zusammenhang mit dem Erscheinen der nationalsozialistischen Abgeordneten im Braunschweigischen Landtag in Uniform hat, wie jetzt mitgeteilt wird, Reichsinnenminister Groener am 18. Dezember ein Schreiben an den braunschweigischen Staatsminister Küchenthal gerichtet, in dem er das Erscheinen der nationalsozialistischen Abgeordneten in Uniform als eine Demonstration gegen das Reichsoberhaupt bezeichnete. Solche Demonstrationen, so erklärt Reichsinnenminister Groener in diesem Schreiben, bilden einen Verstoß gegen die parlamentarische Ordnung. Der Reichsinnenminister ersuchte den braunschweigischen Staatsminister, dem Landtagspräsidenten nahezulegen, solche Demonstrationen in Zukunft zu unterbinden.

Die Verhandlungen mit Rußland

Abschluß der Besprechungen des Reichswirtschaftsministers mit Botschafter Chintschuk.

Amtlich wird mitgeteilt:

Die am 14. November von dem Reichswirtschaftsminister, Professor Warmbold, mit dem Führer der Delegation der UdSSR., Botschafter Chintschuk, eröffneten Wirtschaftsverhandlungen, die dem Zwecke dienten, den gegenseitigen Wirtschaftsbeziehungen eine festere Grundlage und Möglichkeiten für eine weitere Ausgestaltung zu schaffen, sind durch Unterzeichnung eines Protokolls zum Abschluß gebracht worden.

Die Beschlüsse dieses Protokolls, die der Genehmigung der beiden Regierungen unterliegen, dienen insbesondere

der Beseitigung von Schwierigkeiten, die infolge der Weltwirtschaftskrise auf allen Absatzmärkten und somit auch im deutsch-russischen Warenverkehr in der letzten Zeit entstanden waren.

Der Verlauf der Besprechungen, die unter Hinzuziehung der beiderseitigen beteiligten Wirtschaftskreise geführt worden sind, läßt erwarten, daß das den Verhandlungen gesteckte Ziel erreicht werden wird.

Drastische Zollerhöhungen in Litauen.

— Kowno, 24. Dezember.

Nachdem der litauische Zolltarif in diesem Jahre bereits zweimal für die meisten Einfuhrwaren ganz bedeutend erhöht worden ist, ist jetzt eine neue Erhöhung um 100 bis 200 v. H., für einzelne Waren sogar bis zu 1000 v. H., in Kraft gesetzt worden. Schätzungsweise erstrecken sich die neuen Zollerhöhungen bis zu 70 v. H. allein auf deutsche Ausfuhrwaren.

Der schweizerische Nationalrat genehmigt die Drosselung der Einfuhr.

* Der schweizerische Nationalrat genehmigte nach längerer Debatte mit 88 gegen 30 Stimmen den Bundesbeschluß betreffend die Drosselung der Wareneinfuhr unter Ablehnung einer ganzen Reihe von Abänderungs- und Ergänzungsanträgen. — Ferner hat auch die holländische Erste Kammer einen Gesetzentwurf über die Einfuhrbeschränkung angenommen.

Der Stuttgarter Brand gelöscht

Ein dritter Feuerwehrmann gestorben. — Auch der Nordwestturm ausgebrannt. — Ungeheurer Wasserverbrauch.

— Stuttgart, 23. Dezember.

Der Brand des Alten Schlosses kann seit Mittwochvormittag als nahezu gelöscht angesehen werden, wenn auch nach wie vor mit der Möglichkeit gerechnet werden muß, daß das Feuer nochmals aufflackert. Es sind noch verschiedene kleine Brandherde vorhanden, an die heranzukommen keine Möglichkeit besteht. Es droht aber wenigstens keine unmittelbare Gefahr mehr. Während der Nacht haben sich keine weiteren Unfälle mehr ereignet. Einer der schwerverletzten Feuerwehrleute ist gestorben, so daß die Zahl der Todesopfer des Brandes sich auf drei beläuft.

In der zweiten Brandnacht wurde auch der Nordwestturm des Alten Schlosses vom Feuer ergriffen und brannte vollkommen aus. Die Gefahr, daß die Flammen auf den Nordflügel übergreifen, in dem sich die Kunstsammlungen befinden, ist als beseitigt zu betrachten. Doch besteht für den oberen Teil des Nordwestturmes

ernste Einsturzgefahr.

Es ist deshalb für den gesamten Straßenbahn- und Autobusverkehr Verkehrssperre auf der Planie, um eine Erschütterung der Straße zu vermeiden, polizeilich angeordnet worden. Der obere Teil des Nordostturmes soll umgelegt werden. In dem fast vollkommen ausgebrannten Ostflügel gegenüber dem Karlsplatz und in dem Südostturm gegenüber der Markthalle schwelte das Feuer weiter.

Die Teilnahme im Reiche.

Als die Kunde von dem Brande des Alten Schlosses im Reiche bekannt wurde, zeigte sich überall große Anteilnahme. Reichskanzler Dr. Brüning erkundigte sich noch in der Nacht beim württembergischen Staatspräsidenten über den Brand des Alten Schlosses. Der bayrische Ministerpräsident Dr. Held und der badische Staatspräsident Dr. Schmitt übermittelten ihre Anteilnahme. In der Gemeinderatssitzung gedachte Oberbürgermeister Dr. Lautenschläger der verunglückten Feuerwehrleute und dankte den Feuerwehrleuten von Stuttgart und von auswärts, den Sanitätskolonnen, der Polizei und der Reichswehr. Der Redner gab zum Schluß der Hoffnung Ausdruck, daß sich Baumeister finden möchten, die das ersetzen, was durch die furchtbare Brandkatastrophe verloren gegangen sei.

Paris-Neuyork in 6 Stunden.

Henry Farman über sein Stratosphären-Flugzeug

— **Paris,** 23. Dezember. Ueber das franz. Stratosphärenflugzeug, dessen Fertigstellung nicht, wie kürzlich gemeldet, beendet ist, sondern noch mindestens zwei Monate in Anspruch nimmt, äußerte sich der Erbauer, der bekannte französische Flugzeugkonstrukteur, Henry Farman. Er erklärte, daß er Einzelheiten über die Konstruktion auf Wunsch der französischen Regierung nicht veröffentlichen dürfe. Er rechne jedoch damit, daß der Apparat in etwa 15000 bis 18000 Metern Höhe eine Geschwindigkeit von 800 Stundenkilometern erreichen werde und Paris mit Neuyork in sechs Stunden verbinden könne. Die Versuchsflüge werden mindestens sechs Monate in Anspruch nehmen.

Die Kabine ist nach dem Vorbild der Piccardschen Ballongondel gebaut. Die drei Kompressoren liefern dem Führer und seinem Begleiter in der Minute 60 Ltr. Luft.

Der Einsturz im Vatikan.

— Rom, 23. Dezember.

Der Deckeneinsturz in der Vatikanischen Bibliothek hat mehrere Menschenleben gefordert. Auf Anordnung des Papstes wurden die Bergungsarbeiten am Dienstag die ganze Nacht über fortgesetzt. Bisher sind unter den Trümmern des eingestürzten Teils der Bibliothek drei Leichen gefunden worden, und zwar handelt es sich um einen Bibliothekbenutzer und zwei Arbeiter, die mit der Erneuerung der Wandgemälde beschäftigt waren. Die Feuerwehr setzt die Räumungsarbeiten fort. Die Gesamtzahl der Toten wird mit fünf angegeben.

Durch das Einsturzunglück sind wertvolle Kulturgüter vernichtet worden. Von den in der Bibliothek untergebrachten 450 000 Bänden wurden rund 20 000 Bände, bei denen es sich fast ausschließlich um Druckwerke handelt, unter den Trümmern begraben.

Bethel.

— Christlicher Verein junger Männer.

Heute Abend, **unmittelbar nach der Christvesper** in Zion, zum Weihnachtssingen und Gabenverteilen im **Spinnereiblock.** Treffen am **Telefonhaus.** Wir bitten um zahlreiche Beteiligung nicht nur unserer Mitglieder sondern all derer, die aus anderen Jugendgruppen sich frei machen können.

Unsere Weihnachtsfeier ist am Sonntag, den 27. Dezember, nachmittags 3½ Uhr im Jgl. Saal des Assapheums.

— Am 1. Weihnachtstag wird in den 3 Gottesdiensten über 2. Kor. 8, 9; am 2. Weihnachtstag über Apost.-Geschichte 6, 8—15 und 7, 55—59; am Sonntag nach Weihnachten über 1, Tim. 3, 16 gepredigt werden.

— **Kirchenchor.** Die Sänger werden noch zu einer Probe am 1. Weihnachtstage ½10 Uhr nach Hermon gebeten. Das „Morgenstern in dunkler Nacht" (polyphon) muß noch einmal geübt werden.

Schriftleitung: W. Kraa, Wirtschafts- und Weltpolitik: Dr. H. Huttel, Anzeigen: K. Diekmann, alle in Bethel. Zuschriften für die Schriftleitung: Bielefeld. Schließfach 28. Für Geldsendungen Postscheckkonto: Hannover 67377, „Aufwärts", Christliches Tageblatt, Bethel b. Bielefeld. Fernruf 3911/3919, Amt Bielefeld. Druck und Verlag: Anstalt Bethel.

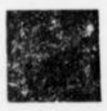
Statt Karten.

Als Verlobte grüßen

Gustchen Kruspe
Simon Heger

Bethel — Reichenwalde

Weihnachten 1931.

Ernst Münch, Brackwede
Hauptstraße 81

Silber-Bestecke
aller Fabrikate

Liebhaber-Photographen
decken ihren Bedarf in der
Photo-Handlung König, Bielefeld, Rathausstr. 3. Tel. 955

Macht Dir Deine Gesundheit Sorge?
Unzählige **Kranke** verdanken ihre **Hilfe** dem vorzügl. bewährten
Universal Blutreinigungs- u. Kräftigungs-Fruchtpulver
Etwa 600 Dankschreiben von Geheilten zeugen von der wunderbaren Wirkung bei **Schlaganfall, Lähmung, Verkalkungs-Altersbeschwerden, Gicht, Rheuma, Magen-, Darm-, Herz- und Nervenleiden, Hämorrhoiden usw.**
Preis ½ Kur = 3 Pakete à 200 g mit Broschüre Mk. 4,50.
1/1 Kur = 6 Pakete Mk. 9,—. Porto extra.
P. Gillmann, Brackwede i. W., Niederstr. 72.

Bielefelder Musikinstrumenten-Fabrik
ERNST DAVID
gegründet 1885
prämiiert mit Ehrendiplom und goldner Medaille
liefert als Spezialität die von den
Posaunen-Chören
bevorzugten Flügelhörner (System Kuhlo) sowie in bester Qualität auch alle anderen Blechinstrumente, empfohlen durch Pastor Kuhlo in seinen „Posaunenfragen" – Seite 20–26
Katalog und Preisliste gratis.

Belustigungsgeräte f. Kinder
Karusselle, Schaukeln, Rutschbahnen, Sicherheitswippen, Berg- und Talbahnen.
Die Geräte sind bequem in Zimmern und Sälen aufzustellen.
Tischbillard
für alt und jung, Anstalten und Vereine die beste Unterhaltung.
In verschiedenen Preislagen von 25.— Mk. an.
Viele Dankschreiben von Behörden, Heimen, Horden und dergl. Verlangen Sie bitte unverbindlich illustrierten Spezialkatalog 15.
Wilh. Prange, Spielplatz-Einrichtungen, **Künsebeck i. Westf.**

Sofort gesucht
Personen jeden Standes
zur Uebernahme einer
Maschinenstrickerei
auch nebenberuflich. Garantiert dauerndes Einkommen, denn wir verkaufen die fertige Arbeit. Keine Vorkenntnisse nötig. Entfernung kein Hindernis. Verlangen Sie noch heute unverbindlich und kostenlos Auskunft von
Gustav Rissen & Co., Hamburg 6, Zollvereinsniederlage.

Mein echter
Tilsiter Vollfettkäse
mit 48/52% Fett i. T. kostet ab heute nur RM 0,50 pro Pfd. Versend erfolgt nur in Postkollis unt. Nachn., Porto u. Verpackung frei.
Friedrich Stolzka
Dampfmolkerei Jedwilleiten, Post Motzwethen. Tilsiter Niederung.

In dem schön gelegen. Luftkurort
Falkenberg i. d. Mark
(1½ Stunden von Berlin entfernt) haben wir in reizender Lage **zwei Altersheime,** wo Damen und ältere Ehepaare zu mäßigem Preise Aufnahme und liebevolle Pflege finden. Die Heime werden von Diakonissen betreut. — Anfragen und Anmeldungen bitten wir an den Hausvorstand des Evangelischen Diakonissenhauses St. Michael, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 121, zu richten.

Marienheim
Leipzig, Marienstraße 14
bietet alleinsteh. od. berufstät. od. in Ausbild. stehend. Dame behagl. Heim auf christlicher Grundlage. Pensionspreis monatl. Mk. 72–90. Zentr. Lage. Passant-Zimm. vorh.

Dauermieter
oder Pensionär finden bei mäßig. Pensionspreis für ein od. zwei möbl. Zimmer Aufnahme in ruhigem, kleinen Villenhaushalt. Gesunder Aufenthalt, nahe gelegene, schöne Spaziergänge.
Frl. v. Otterstedt, Ballenstedt a. Harz, Poststr. 61.

Pianos
Harmoniums
erstklassige und solide Fabrikate.
Mäßige Preise! Bequeme Teilzahlung
Bielefelder Piano- u. Harmonium-Kdlg.
Otto Stierstadt
Bielefeld, Ellerstraße 17.
Gegr. 1905. Tel. 3787

Schwermütige, Verzagte, Erholungsbedürftige und solche, **die in geistiger Not sind,** finden freundliche Aufnahme zu mäßig. Preise im
Erholungsheim Haus Friedensruh
in Laufen/Eyach, O/A Balingen (Württbg.) Sommer und Winter geöffnet. Anfragen sind zu richten an die Leitung des Hauses.


Bekannt, reell und billig!
Neue Gänsefedern
von der Gans gerupft, mit Daunen, doppelt gewaschen und gereinigt, beste Qualität 6 Pfd. Mk. 3,—. Halbdaunen Mk. 4,50, ¾ Daunen Mk. 6,25 Ia Volldaunen 9,—, 10,—. Gerissene Federn mit Daunen, gereinigt 3,40 und 4,75, sehr zart und weich 5,75. Ia 7,—. Versand per Nachnahme, ab 5 Pfd. portof. ei. Garantie für reelle, staubfreie Ware Nehme Nichtgefallendes zurück.
Frau A. Wodrich, Gänsemast. Neutrebbin (Oderbruch)

Keine Liebe ohne Fürsorge!

Achtung!

Alle Gewinne den Versicherten!

Bevor Sie eine Versicherung eingehen, wollen Sie bitte bei der

Deutschen Lebensversicherung Gemeinnützigen Aktien-Gesellschaft

und der

Deutschen Feuerversicherung A.-G.

anfragen. Es wirken namhafte Führer mit in der Leitung und im Aufsichtsrat, u. a. die Herren: **Franz Behrens, M. d. R.,** Vizepräsident des sächsischen Landtages; **Prof. D. Hickmann,** Vorsitzender des sächsischen Volkskirchl. Laienbundes; **D. Erich Stange,** Reichswart der evang. Jungmännerbünde, und viele andere bekannte Führer großer christlicher Verbände.

Es ist dies die Versicherung unserer Freunde.

Es kommen in Frage:

Lebens-, Sterbegeld-, Aussteuer-, Kinder-, Feuer-, Einbruch-Diebstahl-, Unfall-, Haftpflicht- u. Kraftfahrzeug-Versicherungen

Mitarbeiter überall gesucht.

Auskunft erteilt bereitwilligst und unverbindlich:

Deutscher Versicherungskonzern, Berlin-Friedenau, Hähnelstr. 15a. * Deutsche Lebensversicherung, Gemeinnütz. A.-G. * Deutsche Feuerversicherung A.-G.

Generalagentur: Bielefeld, Herforder Straße 43, Fernsprecher 5361.
Generalagentur: Paderborn, Fürstenweg 1, Fernsprecher 3373.

Beilage des Aufwärts

Nr. 301. | Bielefeld-Bethel (Verlagsort Bielefeld), Freitag, den 25. Dezember 1931. | 13. Jahrgang.

Ehre sei Gott in der Höhe!

An der Zeitwende.

Als die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn. Gal. 4, 4.

Jesus Christus ist der Zeiten Wendepunkt.

Die Zeit war erfüllt. Der Kirchenvater Melito von Sandes hält es für besonders bemerkenswert, „daß das Christentum zugleich mit dem römischen Kaisertum geboren ist". Der Name des Kaisers Augustus bezeichnet die Mittagshöhe der alten Welt. Aber damit stand sie zugleich am Anfang ihres Verfalls. Da erscheint der, welcher die Wende bildet, von der alten zu der neuen Zeit, ja die Wende aller Zeiten. Nirgends tritt die providentielle Bedeutung des römischen Weltreiches klarer hervor, als in dem Punkt, daß es Universalismus wurde und damit eine Vorstufe für den Universalismus des Christentums.

Aber der Universalismus Roms war nur ein schattenhafter, ein Uniformismus. Es fehlte die religiöse Einheit. Das antike Heidentum gipfelt schließlich in Menschenvergötterung, repräsentiert im Jupiter Capitolinus, später in den Caesaren.

„Sie haben gedient dem Geschöpf mehr als dem Schöpfer".

Daneben ziehen die Götter der unterjochten Völker, besonders aus Griechenland und Asien in das Pantheon ein. Diese Göttermischung charakterisiert die Zeit des untergehenden Heidentums als ein religiöses Chaos.

Da, als die Welt am Bankrott angelangt war, erschien der Heiland der Welt. Unsere Zeit hat große Aehnlichkeit mit jener Zeit, da der Kampf des neuen Christentums mit dem Heidentum entbrannte, wie ihn Dr. Uhlhorn so unübertroffen in seiner Schrift „Der Kampf des Christentums mit dem Heidentum" geschildert hat.

Unglaube, Aberglaube, finanzieller Ruin und eine Stimmung wie bei der Abenddämmerung bezeichnen heute wie damals den inneren und äußeren Verfall. Aber der Unterschied zwischen damals und heute ist trotz der Unglückspropheten „vom Untergang des Abendlandes" doch unendlich groß. Das Evangelium von Christo ist da, und der Glaube hat die Verheißung, daß er die Welt überwindet, ja die Geschichte bezeugt es, daß er die Welt überwunden hat. „Es hat die spottenden Heiden besiegt, den Aberglauben vieler Jahrhunderte überwunden und wird auch die modernen „Gottlosen" dahinsinken sehen. „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit". In den heutigen und kommenden Entscheidungskämpfen haben Christen nicht Resignation und Weltverneinung, sondern weltüberwindenden Glauben zu beweisen. Dieser setzt aber eine neue Geburt und Erfüllung mit dem Geiste Jesu Christi voraus und darum die Weihnachtsbitte:

„Ach, Herr, daß du in mir kannst leben,
Woll' erst in mir geboren sein."

Stenger.

Es ist kein Raum mehr in der Herberge.

„Es ist kein Raum mehr in der Herberge": hart und grausam klingen diese Worte immer wieder an Ohr und Herz der beiden späten Wanderer, die nun endlich, durch die beschwerliche und weite Reise ermüdet und erschöpft, am Ziele ihrer Wallfahrt angelangt sind. Noch auf dem Wege wurden sie von der hereinbrechenden Nacht überrascht. Wie sollen sie nun in der späten Stunde in der durch die Volkszählung überfüllten Stadt Bethlehem eine Unterkunft finden? Aengstlich und besorgt sieht Josef zu seiner Gefährtin auf, die doch so sehr der Ruhe und Pflege bedarf. Aber sie müssen zunächst in der fremden Stadt von Haus zu Haus gehen. Bescheiden und zaghaft klopft Joseph an den Türen an, die sich nur allzurasch vor den armen Wanderern verschließen.

„Es ist kein Raum mehr in der Herberge": ist die immer gleiche Antwort auf die flehentliche Bitte um Obdach. Unsagbar ist ihr Elend: arm und verlassen, ohne Hilfe und Obdach stehn sie da an fremdem Ort! Ist es doch die Stadt Davids, die den letzten und edelsten Sprößlingen des alten Königshauses, um deretwillen in Gottes Vorsehung das ganze Geschlecht gepflanzt worden ist, nicht einmal die bescheidenste Unterkunft gewähren will! Was soll nun werden? Sie stehen beide ratlos da, jedoch ohne Murren und Klagen. Sie sind von einem unbesiegbaren Gottvertrauen beseelt, das stärker ist als die bitterste Enttäuschung und Entsagung. Die arme, durch die mühselige Wallfahrt erschöpfte Frau, die vor der Geburt ihres Kindes steht, wird in das Elend und Dunkel der Nacht hinausgestoßen. Das ist hart, bitter hart! Gott der Herr erduldet in ihr solche Zurückweisung von seiten der Menschen, für die er in die Welt kommen und sein Erlösungswerk vollbringen will. Aber Maria ist sich bewußt, daß sie doch noch ein stilles Plätzchen finden wird, wenn es auch das allereinfachste sein wird. Unweit Bethlehem bietet schließlich ein armseliger, verlassener Stall ein Dach über dem Haupte. In Demut und Ergebenheit fügt sie sich in diese dürftigen Verhältnisse, in aller Bescheidenheit und Kleinheit soll hier der Erlöser des Menschengeschlechtes seinen Erdengang beginnen. So findet sich tatsächlich auf der ganzen weiten Welt sonst kein Platz, wo die Jungfrau Maria einkehren, wo der Sohn Gottes Menschengestalt annehmen sollte.

„Und als sie daselbst waren, kam die Zeit, daß sie gebären sollte. Und sie gebar ihren ersten Sohn, wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe, denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge." Diese erste Zurückweisung legte sich wie eine trübe Vorahnung auf das ganze Leben des Gottessohnes, das nur Liebe und Güte, Mitleid und Erbarmen gekannt und geübt hat, das durch die Enttäuschungen und Entsagungen hindurchgegangen ist bis zu dem großen Opfer auf dem Hügel von Golgatha. In dieser ersten Zurücksetzung spiegelt sich die Gesinnung der Menschen wieder, die ihm die Tore der Häuser und Herzen verschließen, die ihn schließlich verachten und verstoßen und ans Kreuz heften!

Es ist kein Platz mehr für ihn: die Zurückweisung in der ersten Christnacht hat sich bis heute immer wiederholt. Ist zwar seitdem Christus im Triumphzug durch die Länder des Erdkreises dahingezogen, flattert stolz sein Siegesbanner an den äußersten Polen der Welt, künden herrliche Gotteshäuser und grandiose Kunstwerke die Ehre seines Ruhmes, leuchtet auf gigantischen Kuppeln und auf ragenden Türmen, auf hohen Bergen und am Wegrand der Straßen das heilige Kreuzeszeichen, so ist trotz weithin sichtbarer Verherrlichung und der Verehrung durch Menschen und Völker vielfach das Herz leer geblieben! Seit seiner ersten Ankunft in Bethlehem neigt sich Jesus Christus immer wieder in Nachsicht und in einer nie erlahmenden Geduld zu den Menschen, redet zu ihnen in eindringlichen Worten und ernsten Ermahnungen, wartet immer wieder, ob sich nicht doch ein Platz in des Herzens Grunde für ihn finden werde. Aber was tun die undankbaren Menschen? Sie verschließen nicht nur ihr Innerstes gegen das immer stärker werdende Anklopfen des Heilandes, sondern sie kränken ihn noch durch Verleugnung und Verspottung, durch Schmäh- und Lästerworte!

Und wenn sich heute wieder die stille, die heilige Nacht mit ihrem geheimnisvollen Zauber herabsenkt auf die in inneren und äußeren Nöten leidende Menschheit, dann darf und soll nicht wie einst in Bethlehem die schroffe Ablehnung dem göttlichen Kinde entgegenschallen: Es ist kein Platz mehr! Er kommt ja heute wieder mit seiner reichen Erlösungsgnade und seinem Weihnachtsfrieden und klopft bei uns an und verlangt Einlaß . . . Vermögen aber all die Menschen, die heute von Not und Jammer bedrückt ein kummervolles Dasein führen, die sich in dem Jagen und Hasten eines harten Daseins aufreiben, die ihr Herz allzusehr an die äußeren Dinge dieses Lebens hängen, die in dumpfer Gleichgiltigkeit und Gottesferne dahinwandeln, noch den Ruf des göttlichen Kindes zu vernehmen? Vermögen alle diese Menschen noch die heilige Sammlung der Seele zum Empfang des Heilandes aufzubringen und emporzusteigen zu heiliger, lichter Freude des Christtages? Im heutigen geschäftigen Hasten der Menschen besteht zu sehr die Gefahr, den Frieden der Seele und die stille Einkehr zu verlieren, sein leises Pochen zu überhören, ihn schließlich gar zu verdrängen aus Herz und Sinn, aus Haus und Familie, aus dem Berufsleben und aus dem ganzen öffentlichen Leben!

Heute steht er wieder vor uns und spricht: „Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an." Wenn der Gottessohn heute an die Pforten unseres Herzens schlägt, wie einst an die Türen der Häuser in Bethlehem, mögen doch dann die heutigen Menschen ihn nicht gleich den Einwohnern von Bethlehem zwingen, in einem armseligen Stall ein Unterkommen zu suchen, mögen dann die Herzen der Menschen nicht ungerührt bleiben und seine Einladung nicht durch Undank lohnen, möge man nicht auch von uns sagen müssen: Er kam in sein Eigentum, und die Seinigen nahmen ihn nicht auf!

Wenn wir in stiller Stunde unsere Blicke hinlenken zur Krippe von Bethlehem, dann finden wir ein armes Kind in dürftigster Umgebung. In Gottes heiligem Ratschluß hat es gelegen, die harte Prüfung und Zurückweisung in Bethlehem zuzulassen, die Gott in der Person seiner Mutter selbst erduldet hat. In Knechtsgestalt hat er den Dornenweg des Leidens und Entbehrens angetreten, um uns den Geist der Armut und der Entsagung einzuflößen. Wenn wir ihm nachfolgen wollen, dann müssen auch wir unser Herz durch Loslösung von allen irdischen Dingen und durch den Geist der Armut zurüsten. Er will uns lehren, daß das Erbteil seiner Jünger und Anhänger darin besteht, zurückgestoßen und von der Welt verlacht und verachtet zu werden. Auch wir sollen in der gleichen Demut und Geduld, wie sie uns Bethlehem zeigt, die Zurücksetzung und Demütigung tragen, die uns die Vorsehung sendet.

Es ist kein Platz für ihn! Das wird man auch von uns sagen, wenn wir bei der Feier der Weihnachten nur zu leicht übersehen, daß des Festes Ursprung und Kern nur das Kind in der Krippe ist, das zu uns armen Menschen herabgestiegen ist. Nur dann hat die heilige stille Nacht ihren tiefsten Sinn! Das wissen uns die Künstler des 16. Jahrhunderts so trefflich zu versinnbildlichen, die das Jesuskind zur Quelle überirdischen Lichtes gestaltet, das alles verklärend sich auf die ganze Umgebung herabsenkt. Auf dem Bilde von Correggio „Die heilige Nacht" wirft das von dem göttlichen Kinde ausströmende Licht auf das ganze Bildwerk den Schimmer des Hoheitsvollen, Ueberirdischen, während die Nacht des Heidentums in tiefstem Dunkel liegen bleibt.

Möge das von dem göttlichen Kinde in der Krippe ausstrahlende Licht in das Dunkel unserer schweren Tage hineinleuchten und in den Herzen der Menschen und Völker das Feuer der Liebe und des Friedens entzünden, den die Welt nicht zu geben vermag . . .

Dr. W. Rosenhauer.

Weihnacht.

Festgesänge froh erschallen,
Weihnachtslieder, wohlbekannt,
Und die frommen Pilger wallen
Betend durch verschneites Land.

Ueberall erstrahlen Kerzen,
Hundertstimmig schallt der Chor,
Und aus hochbeglückten Herzen
Steigt Gebet zu Gott empor.

Orgelton und Glocken klingen
Zu des Liedes heilger Macht,
Und die Engelchöre singen
Wieder von der Heilgen Nacht.

Tief bewegt, wie einst den Hirten,
Tönt mirs wonnig durch das Herz
Liebend sucht er die Verirrten!
Seele, schwing dich himmelwärts!

Christian Mohr.

Weihnachtskunst.

Von Margarete Zander.

Alle wahre Kunst blickt nach den Höhen. Sie schaut Gott und wirkt im letzten und tiefsten Sinne religiös, selbst wenn sie nicht die Personen und Geschehnisse der christlichen Ueberlieferung gestaltet. Und doch hat manch ein Maler, dessen Pinsel oder Stift sonst Meisterwerke weltlicher Kunst schuf, uns als reifste Frucht seines Schaffens Bilder hinterlassen, die einen Vorgang aus der Heilsgeschichte darstellen. Es ist kaum einer gewesen, — von der frühen Zeit an, als Malen noch tastendes Versuchen war, bis heute —, der nicht versucht hätte, aus dem tiefen Brunnen der biblischen Geschichten seine Bilder zu schöpfen. Und so ist ein köstlicher Reichtum im Verlauf der Jahrhunderte auf uns gekommen. Ueberall, aus dem mystischen Dunkel alter Kirchen, in den weiten Sälen der Museen, in Kunstmappen und -büchern, grüßen uns verehrte und geliebte Gestalten, die uns seit Kindertagen begleiten: Maria, sinnend über ihr Kindlein gebeugt, von jubilierenden Engeln umgeben, Joseph, emsig schaffend oder still anbetend; die Hirten, der Verkündigung lauschend, die Weisen aus dem Morgenland, oder die heilige Familie auf der Flucht nach Aegypten, und so fort. Wer auf Wanderungen durch deutsches Land in altehrwürdigen, tief in Einsamkeit versteckten Dorfkirchen Rast macht, findet hier oft Schätze von unsagbarer Gottinnigkeit, manchmal von unbekannten Meistern! Seltener sind die Darstellungen der Kreuzigung, auch von hochgeehrten Malern. Wer könnte dieses nicht verstehen? Um den Hügel von Golgatha kreisen die schwersten und dunkelsten Menschheitsfragen; ein Dürer, Grünewald und Rembrandt mußten sie durchkämpfen, ehe sie ihre Passionsbilder malen konnten. Ueber dem Weihnachtserlebnis aber, wie es uns gottnahe, im Ewigen tief verankerte Menschen vor Jahrtausenden überliefert haben, jubeln Engelchöre und strahlt der hellste Stern. Darum wetteiferten die Maler fast aller Nationen, dies selig beglükkende Wunder im Bilde zu gestalten.

Doch nicht alle Weihnachtskunst ist um ihrer selbst willen, aus künstlerischem Drang geschaffen. Die Kunst des Mittelalters und der ausgehenden Ritterzeit stand vorwiegend im Dienst der großen geistlichen und weltlichen Herrn, auch die, die in den Klöstern ausgeübt wurde. In ihrem Auftrag wurden die meisten Bilder für Kirchen, Kapellen und Burgen gemalt. Man wählte mit Vorliebe als wirkungsvollen Bildinhalt das göttliche Kind auf dem Arm oder Schoß der Himmelskönigin, vor der dann die hohen Würdenträger und stolzen Ritter mit ihrer Sippe und Freundschaft, ja auch Mönche, Nonnen und Burggesinde knieten. Oft ist auch ein grauhaariger Joseph mit einer brennenden Kerze unter den Anbetenden. Der Stifter ehrte mit dem Heiland zugleich sich und sein Haus. Wirkungsvoll war der Gegensatz zwischen der Armut des Jesuskindes und der Pracht und dem Reichtum der vor ihm Knieenden.

Aehnliche Weihnachtsbilder — auch Hirten und Rinder und Esel sah man oft auf ihnen — wurden in Italien, in den Niederlanden und in Deutschland in jenen Jahrhunderten gemalt. Maria war oft etwas schemenhaft und überweltlich. Mit Heiligenschein und goldener Krone sitzt sie vor einem goldgrundigen Hintergrund — bisweilen ist auch eine Perspektive gemalt in bunter Stilwirrnis, halb antik, halb gotisch —, traumhaft blickt sie mit gesenkten Augen auch über das Kind in ihrem Schoß hinweg, das ernst und wissend mit unkindlich weisem Gesicht den Beschauer anblickt. Auf ihm sammelt sich strahlendes Licht, das auf die Mutter und auf die Umgebung strahlend zurückfällt. Die herbe, keusche Schönheit des Mittelalters liegt auf den meisten dieser Bilder. — Es ist von hohem, religionspsychologischem Interesse, Gemälden, die auf der Schwelle zwischen gotischer und Renaissancekunst entstanden sind, näher nachzuspüren. Und so verweile ich bei einem wenig bekannten Bild eines Niederländers Lucas van der Leiden. Dieses ist gewiß nicht auf Bestellung gearbeitet, denn es steht in der Art der Darstellung von Mutter und Kind unter den Bildern der Zeitgenossen allein da. Aber wir fühlen, daß es aus tiefstem religiösem Erleben heraus geboren ist. In der Mitte eines halbdunklen, einfachen Zimmers liegt das Jesuskind auf ärmlichem Lager. Seine Mutter, eine schlichte, blonde Holländerin, beugt sich still ergeben darüber; neben ihr knien andächtig drei kleine Engel. Alles Licht, das vom Kinde strahlt, konzentriert sich seltsamerweise auf Joseph, auf seinem leuchtend roten Mantel und seine derb-kraftvolle Gestalt. Obwohl er uns den Rücken zukehrt, glauben wir aus seiner wunderbar sprechenden Haltung seine Gedanken erraten zu können. Ein neugieriger Männerkopf blickt durch eine halb geöffnete Tür auf ihn und sein Kind. Auf der andern Seite sieht man im Nebenzimmer Knaben, eifrig die Verheißungen lesend. Dieses merkwürdig interessante Bild stammt aus denselben Jahrzehnten, in denen Hans Memling und Martin Schongauer ihre „heiligen Familien" und Stephan Lochner und Mathias Grünewald ihre „Geburt Christi mit Engelkonzert" gemalt haben. Zwischen all diesen Bildern wieviel Verschiedenes, Unterschiedliches! Und doch über allen ein großes Gemeinsames; das Hineinragen einer höheren Welt in die irdische. „Tröst' mir mein Gemüte", möchte man als Spruchband über sie alle schreiben, und diese Aufgabe haben sie auch seit Jahrhunderten erfüllt. Worte sind zu arm, den tiefen Stimmungsgehalt dieser lieblichen Bilder zu erfassen; man muß sie anschauen, muß das verklärt-selige Mutterglück der mit ihrem Kindlein vor der Himmelspforte ganz in Lichtjubel sitzenden Maria des Mathias Grünewald mit ihr fühlen. Man hat ihn den letzten Gotiker genannt, doch mit diesem ganz vom Morgenglanz der Ewigkeit überstrahlten Bild läßt er uns vorahnend einen Blick in die leuchtende Schönheitswelt der Renaissance tun.

Eine seltsame Verwandtschaft lebt und webt zwischen diesen frühen deutschen Künstlern, zwischen ihren schlicht lieblichen, eigenartig keuschen Madonnen und einzelnen italienischen Malern vor Raffael, deren Bilder Ludwig Richter Blumen nannte, „die ein seliger Geist aus den Himmelsauen auf unsere arme Erde verpflanzt hat, um die Sehnsucht wach zu erhalten nach einer ewigen Heimat". Ludwig Richter schrieb dies, als er im Kloster San Marco zu Florenz die Werke des Mönchs Fra Angelico kennen lernte und ihm war dabei, als käme ihm „das himmlisch Selige wie Duft und Glorienschein entgegen". Es gibt eine Verkündigung Marias von Fra Angelico von einer so bezaubernden, beseelten Anmut und Reinheit, daß ich ihr keine gleichzustellen wüßte. Hier ist der Weihnachtsgedanke zum wirkenden Wunder geworden. Wie Maria im blauen Kleid kindhaft scheu und verwirrt vor einem goldnen Hintergrund steht und über ihr die weiße Taube schwebt, wie der Engel ihr gegenüber in leuchtend rotem Gewand ihr mit leis wissendem Lächeln das göttliche Geheimnis verkündet — das ist Advent, still seliges Warten auf die Herrlichkeit des Herrn.

Wenige Jahrzehnte später kehrte man in Italien der herb-innigen Mönchskunst den Rücken. Man berauschte sich an der schönheitstrunkenen Sinnenfreude der Antike; die Renaissance schuf ein neues Kunstideal. Und doch standen auch jetzt Bilder religiösen Inhalts im Mittelpunkt. Und wieder ist die Weihnachtsgeschichte der unerschöpfliche Brunnen, den Gott selbst mit unversiegender Kraft zu speisen scheint. Correggio, der Meister des Lichts, malt mit vollendeter Kunst die Nacht von Bethlehem. Alles Geschehen ist hier dramatisch bewegt, das Minenspiel der Frauen, die Gebärden Josephs, der Jubel der Engel, das Nahen der Hirten. Und doch, all die hohe malerische Meisterschaft kann uns das eine nicht ersetzen, was dem Bilde fehlt: das innige Gotterleben. — Auch der begnadete Künstler Raffael ist der Gefahr der Verweltlichung in seinen religiösen Bildern nicht immer entgangen. Manche seiner Darstellungen der heiligen Familie sind nur Familienidyll. Aber die Mutter mit dem göttlichen Kind hob er in sein eigenes Schönheitsreich, in dem Himmlisches und Irdisches sich vereint. Am vollkommensten gelang ihm dies bei seiner sixtinischen Madonna, die zu den herrlichsten Kunstwerken gehört, die die Erde trägt. Ich kenne keine Mutter Maria, deren Antlitz und Blick in gleicher Weise erfüllt ist von der Erhabenheit der göttlichen Sendung und zugleich den Beschauer mit diesem tiefen Blick des Erbarmens anschaut. Auch der beseelte



Heilige Nacht.

Stille Nacht, heilige Nacht,
Da an uns — Gott gedacht,
Und von Seinem hochheiligen Thron
Uns gesandt den einigen Sohn.
: Vater, wie hast Du uns lieb! : Joh. 3, 16.

Stille Nacht, heilige Nacht,
Da der Sohn — Heil gebracht.
Er, der Himmel und Erde bewegt,
Hat sich arm in die Krippe gelegt.
: Wir aber werden nun reich. : 2. Kor. 8, 9.

Stille Nacht, heilige Nacht,
Die auch uns — jubelnd macht;
Daß auch wir mit fröhlichem Dank
Stimmen ein in der Engel Gesang:
: „Ehre sei Gott in der Höh!" : Luk. 2, 14.



Heilige Hallen.

Ich denke nicht an die Hallen Serastos. Die heiligen Hallen, die ich meine, sind aufgebaut von ewiger Meisterhand an tausend Stellen unseres Vaterlandes und sind nirgends schöner als in deutschen Landen: dunkel und feierlich an einem Orte, in lichtem Grün lachend am anderen, da auf schlanken Stämmen majestätisch zum Himmel ragend wie ein gewaltiger Dom mit seinen Säulenreihen, dort ein duftiges Gewirr feiner Blättchen und Zweiglein, soweit das Auge reicht. Quell der reinsten Freude, ein Jungborn unseren Körper- und Seelenkräften, ein Ziel unserer Sehnsucht, jahrein, jahraus, vom ersten Frühlingsstrahl bis zum tief verschneiten Wintertag, so liegt der deutsche Wald in unserm Sinn als ein seliger, geliebter Teil unseres Lebens und Seins, unlösbar verbunden mit dem Worte deutsches Vaterland.

Tausend Bande verknüpfen uns mit ihm; tausend Stimmen dringen aus seinen Tiefen zu uns, Stimmen seligster Erinnerung an erstes Erwachen in traumhafter Kinderzeit. Gingen wir nicht mit Rotkäppchen durch blumige Waldestiefen zur Großmutter, unschuldsvoll mit dem argen Wolfe plaudernd, bis wir das Gebot der Mutter vergaßen? Standen wir nicht mit Hänsel und Gretel im tiefsten Waldinnern verloren vor dem Hexenhäuschen, vor dessen süßem Bau alle Sorgen und Gefahren plötzlich ins Nichts versanken? Sehen wir nicht am Waldrand in der Ferne die Elfenschar sich wiegen im Reigen? War nicht jeder Wald uns voll von guten und bösen Feen, von Nixen, Zwergen und Hexen, ein Märchenland, in dem wir lebten im Wachen und im Traum, durch das auch wir verzaubert dahinschritten, selbst Prinzessin oder Königssohn?

Aber mit dem Dahinsinken der Märchenwelt fiel nicht der Zauber, der uns vereint mit der deutschen Waldheiligtum. Schwebten nicht mehr Elfen und Feen um uns, so gingen dafür mit festem Tritt Siegfried und Hagen, Walter und Hildegunde uns zur Seite, so zogen Hermann und seine Scharen aus zum Kampfe gegen Römerheere im tiefsten pfadlosen Waldesgrunde. Durch die Wipfel des sturmgepeitschten Waldes jagte Wotan dahin mit seinem wilden Heer; über den wogenden, rauschenden, ächzenden Kronen sausten die schwarzen Wolkenrosse der Walküren schnaubend dahin, und krachend schmetterten sie Ast auf Ast zu Boden in rasendem Flug. Mit heiliger Scheu betrat unser Fuß Stätten, an denen unsere Gedanken schon oft sehnsuchtsvoll geweilt hatten: durch laubige Buchengänge stiegen wir zum Kyffhäuser und zur Rotenburg hinan; aus den Trümmern trotziger Ritterburgen erstand neu die alte Ritterherrlichkeit, die in geheimer Waldesnacht schläft. Auf waldigen Höhen sehen wir die Wartburg ragen, und vertraute Gestalten vergangener Tage wurden lebendig rings umher. Wir sahen Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach zur Burg hinaufziehen und alle Wege belebt von Scharen festlich geschmückter Ritter und Edelfrauen. Die heilige Elisabeth stieg von droben herab zu ihrem Liebeswerk, beim Brunnen am Waldesrand sehnlich erwartet von ihren Pfleglingen. Und mitten im Walde gesellt sich einer zu uns, dessen Worte tief in unser Herz drangen, dessen tapferes blaues Auge uns wunderbar anzog — der Junker Jörg in seiner Reitertracht. Und alle waren deutsch, wie wir!

Und doch quillt in dem deutschen Walde ein noch viel reicherer Born der Gnade. Unmittelbar zu unserm tiefsten Innern spricht die Seele des Waldes, daß es von allen Zweigen klingt wie süßer Heimatlaut, daß unsere ganze Seele erfaßt wird von dem unsichtbaren, unergründlichen, unaussprechlichen Geheimnis dieser schweigenden Welt. Dichter haben in der Sprache des Genius ausgesprochen, in welchen Zauber der Wald ihre Seele eingesponnen, mit welchem Glücksgefühl des Waldes Wehen sie erfüllt, welche heilenden Kräfte er in ihr Inneres gesenkt hat; wir singen und sagen ihre Worte nicht als etwas Fremdes —, sie haben nur in Worte gefaßt, was auch durch unsere Herzen zieht, ja, was sich uns im Innersten offenbart als ein Gedanke Gottes, als seine Führung zur Gestaltung unseres Wesens, an dem der deutsche Wald mitzuschaffen berufen ist seit aller Zeit. Wenn des Waldes Seele zu unserer Seele spricht, so tut sich uns beglückend das Urbild deutschen Wesens kund, wie es gewachsen ist auf dem gottgegebenen Boden der deutschen Heimat, in den Tiefen des deutschen Waldes, ernst und fest und kraftvoll, von unzähligen, unverwüstlichen Lebenskeimen erfüllt, den Höhen zugerichtet, zu denen emporzustreben die dunklen Wipfel uns leise rauschend mahnen. Unsere Verbundenheit mit der Natur und ihrem Schöpfer tut sich uns erlösend auf, wir fühlen uns frei werden von allem, was sich zwischen uns und diese Heimat unserer Seele stellen will, von aller Verzerrung und schmachvollen Mißgestalt der heutigen Tage, den Quellen des Lebens nahe. Und brauchen wir nicht gerade jetzt mehr als je den deutschen Wald, jetzt, wo wir gequält und gemartert sind bis an die Grenzen unserer Kraft? Sind seine Gaben und Kräfte uns nicht wertvoller und nötiger als je, und ruft er uns nicht eindringlicher als je aus dem rasenden, brausenden Taumel kranken Menschenwesens in seine schirmende Hut? In den drückendsten Alltag hinein leuchtet der lachende Frühlingswald, wo frisch, wie am dritten Schöpfungstage, alle Bäume ihre jungen Knospen zu neuem Leben entfalten; wie ein Jahr der Genesung liegt inmitten der unruhvollen Tage im Qualm der Städte mit ihrem dumpfen Druck ein Sommertag im Walde von der heiligen Stille des ersten Frührots an bis zum abendlichen Dunkel voll von Sternenschein; in die dunkelsten Novembertage folgt uns der strahlende Goldglanz des Waldes in seinem schimmernden Herbstkleid, und seine flimmernde Winterpracht, die alles Erstorbene und Schlafende deckt, verspricht uns neues Leben aus ewiger Schöpferhand. Wo ist ein Weg, gleich dem einsamen Waldpfad, auf dem wir über Moos und Flechten dahinwandern, Heidekraut und rote Beeren zu unsern Füßen, weiße Birkenstämme mit zartem Laub uns zur Seite und den lachenden blauen Himmel über uns? Wo ist eine Stille, wie die des schweigenden Hochwaldes, wo in ungezählten Scharen wie zeitlose Riesen die hohen Wipfel ragen und lauschen auf die Offenbarung göttlicher Herrlichkeit, wo kein Blatt sich regt, kein Vogellaut ertönt, wo die unruhige Menschenseele in Andacht schweigt, alles laute Lärmen des Tages, alles Drohen der Zeiten vergißt und ihre Tiefen aufschließt für alles, was an Leuchtkraft für Leben und Arbeit, an geheimnisvoller Stärkung für Kampf und Not, an sieghafter Ruhe und Zielsicherheit ihr aus ewigem Reichtum hier dargeboten und mitgegeben wird, ein Gottesgruß in Sturm- und Wendezeiten?

„Mitten in dem Leben
Wird deines Ernst's Gewalt
Mich Einsamen erheben,
So wird mein Herz nicht alt."

Glockentöne schwingen geheimnisvoll durch den Wald, nicht von außen her, sondern aus den stillen Gründen des Waldes, Glocken eines wandellosen Feiertages, den der Wald schützend in sich schließt. Sie schwingen durch unser Herz und lassen uns teilhaben an dem Feiertag der Natur, und in der Stille und Erhabenheit des Waldes frübt uns nichts die innere Schau, die wir brauchen, damit unsere Seele Leben schöpfen kann aus dem Ewigen, in dem sie daheim ist.

M. Schröder.

und dennoch kindlich rührende Gesichtsausdruck des Jesusknaben ist unvergeßlich. Hier ist wahre Weihnachtskunst, die Gotterleben frucht- und sichtbar macht.

Kehren wir zurück zu unseren deutschen Meistern. Ich brauche nur Namen wie Dürer, Lukas Cranach und Holbein zu nennen, und viele köstliche Weihnachtsbilder und Radierungen, fromm und innig-deutsch geschaut, stehen vor unserm Auge. Wer könnte sich sattsehen an Christkinds Geburt in Dürers Marienleben oder an Cranachs Ruhe auf der Flucht nach Aegypten?

Auf diese Zeit des überströmenden künstlerischen Reichtums folgen in Deutschland Jahre der Dürre. Zwar malt Peter Paul Rubens, den wir ja als einen der Unsern betrachten, auch die heilige Familie und die Gottesmutter mit dem Kind. Aber die Freude an Licht, Farbe und Schönheit jubiliert zu laut, als daß wir das göttliche Geheimnis noch vernehmen könnten. Es ist nur noch irdisches Mutterglück, das Hineinragen in Jenseitiges fehlt. Aehnlich empfinden wir bei manchem andern Maler des letzten Jahrhunderts. Sehnsüchtig schauen wir zurück in deutsches Mittelalter.

Doch da steht am Ende der langen, langen Reihe einer, der uns Kindern des Heute das Weihnachtsfest durch seine Bilder noch einmal ganz neu durchleuchtet, ja ich möchte sagen, unsere Kerzen heller brennen läßt. Es ist Ludwig Richter. Wie reich der Quell des Gotterlebens in ihm sprudelte, davon zeugen viele innige, tiefe Weihnachtsbilder. Nur eins davon möchte ich erwähnen: Die Christnacht. Wer den Weg zur Nacht von Bethlehem noch nicht mit offenem Herzen und leichten Füßen gehen kann, der blicke, staunend wie die Kinder auf dem Turm, oder still sinnend wie der Einsame in der Gasse, auf das ewige Wunder, das sich von Engeln getragen in die aufnahmebereite Stadt niedersenkt.

Weihnachten in der Kleinstadt.

Von Will Vesper.

Gibt es denn das noch? Kleinstadt? Und gibt es noch Winter?

Ich weiß nicht, ob es anderen auch so geht, aber mir kommen alle diese jetzigen Winter klein und verächtlich vor. In meiner Jugend, vor vierzig Jahren, ja da gab es Winter, daß ich wochenlang nicht in die Schule gehen konnte, obgleich der väterliche Hof nur eine Viertelstunde von dem kleinen Städtchen entfernt lag. Da waren alle Wege zugeschneit bis unter die Baumäste, und selbst mit dem Schlitten blieb der Vater stecken und mußte mitsamt dem Pferd ausgeschaufelt werden. Freilich lachte er dann und sagte, das wäre noch gar nichts. In seiner Jugend, da wären Winter gewesen, daß man in ihrem Dorf durch den Schornstein ins Haus gestiegen wäre. So hoch lag der Schnee. — Oder ist es vielleicht so, daß uns allen in der Jugend der Schnee so tief erschien, weil wir so klein waren und sagt darum jeder: „Ja, in meiner Jugend . . ."? Und es fällt mir der Winter von 1929 ein, wo einem die Backen innen zusammenfroren, wenn man einatmete. Es gibt also auch heute noch Winter.

Aber die Kleinstadt der Jugend? Die alte liebe Stadt Ludwig Richters, mit den alten hohen Dächern und Gassen, mit dem Stadtturm und den blasenden Musikanten, mit Dom und Burg auf den Felsen über dem Strom? Die gibt es nun wirklich nicht mehr. Autos sausen durch die Straßen. Lautsprecher heulen aus den Fenstern, Flieger ziehen am Himmel. Ganz Deutschland ist eine einzige Großstadt geworden. Es gibt Gegenden mit größerem Gedränge: Berlin, Hamburg, Dresden, München, aber all die anderen Städte und Städtchen sind nur wie ihre Vorstädte. Ueberall hört man die Stimme der Großen, und in wenigen Stunden ist man von überall her auf der Friedrichstraße, der Petersstraße, auf der Zeil und am Odeonsplatz.

Und doch stehen die alten winkligen Gassen und Häuser Ludwig Richters und Spitzwegs noch mitten unter uns. Auch Dom und Burg noch auf dem Felsen. Von dem Stadtturm blasen auch wieder, ja in vielen Städtchen wirklich wieder, die Musikanten in die heiligen Nächte. Denn — merkwürdig — die schnellen Verbindungen über das ganze Reich, die Wunder der Technik, die uns erlauben, schnell überall zu sein, wo wir wollen, sie, von denen man vermutete, daß sie die kleinen Städte ganz erwürgen würden, sie sind dabei, das Gegenteil von dem zu bewirken, was man fürchtete. Sie machen die kleinen Städte nicht tot, sondern neu lebendig. Sie schließen sie an den großen Strom des Lebens an! Warum soll man in dem Gedränge und Enge der Großstädte wohnen, wenn man in den kleinen behaglichen Städten auch an dem großen Leben teilhaben, wenn man mit Auto, Flugzeug und Bahn in wenigen Stunden sein kann, wo man will? Aus den Großstädten flieht man in die Gartenstädte, und wer es sich leisten kann noch ein wenig weiter, in irgend eine hübsche Kleinstadt am Strom unter dem Dom und hat sein Gärtchen und seine Hütte, im Sommer sein Obst und sein Gemüse, Wald und Feld vor der Türe, und im Winter die Rodelbahn, die Skifläche nicht weit, — und dann die winterlichen Abende, die nirgends so köstlich sind wie hier. Ohne von der neuen Zeit ausgeschlossen zu sein, rettet man für sich und die Seinen das Heimliche und Heimatliche der guten alten.

Der Schnee hat wie der Mondschein eine zaubernde Gewalt: er deckt das Häßliche zu. Er wirft einen Strahlenschein über alles, macht die Welt wieder unschuldig, und unter seinem weißen Pelz sehen selbst die grausigen Bauten der Gründerzeit, die das Bild der kleinen Städte so barbarisch zerstört haben, wie edle Paläste aus, und die viereckigen Kästen neuester Baukunst, wie würdige menschliche Wohnungen, behagliche Höhlen unter dem Schnee, warme Zuflucht und von abendlichem Lichte strahlende Zauberpaläste. Und wenn man Glück hat, erlebt man dies:

Am heiligen Abend gegen Mittag bezog sich der Himmel. Ein leichter Frost hatte die Erde in der Nacht getrocknet. Aber nun verhüllte ein goldener Duft die Wintersonne. Langsam wurde es finster am hellen Tag. Und mit einem Mal segelte eine einzelne weiße Flocke behaglich schaukelnd vom Himmel herab, und die Kinder drückten die Nasen an die Scheiben und jubelten ihr zu. Sie blieb nicht lange allein. Nach einer Viertelstunde war der Boden weiß, war die Luft wie ein ausgeschütteltes Federbett. Es schüttete Schnee, Schnee, als wolle es die ganze Welt zuschütten. In einer Stunde war die Erde völlig verwandelt . . . Das Haus gegenüber hat schon eine großartige Haube, die Bäume im Garten stehen still und feierlich unter ihrem weißen, diamantenen Glanz. Selbst die Pfähle und Bohnenstangen haben in der wunderbaren Stille hohe weiße Pelzmützen aufgesetzt. Ein unendliches Weiß füllt die Augen. Feierlich geschmückt ist die Welt für die heilige Nacht. Schon werden einzelne Lichter in den Häusern angezündet, und durch die weiße Finsternis leuchtet golden der Schein der zwergenhaft gewordenen Häuser.

Der Lärm der Straße ist verstummt. Die Schritte der Kommenden auf dem Hofe hört man nicht mehr. Und plötzlich beginnen die Glocken zu läuten, weil die Christnacht angeht, und vielleicht auch ein wenig, weil der Winter, der König im Hermelin, in die Stadt eingezogen ist. Dann ist tiefe Nacht, und nur an den Flocken, die immer wieder an den Scheiben zergehen, sieht man, daß



es ununterbrochen schneit. Alle Herzen sind aufgeregt und fröhlich. Freilich ist auch von den Eltern der heilige Baum nun geschmückt und angezündet, die Gaben sind verteilt, und in den Kinderaugen spiegelt sich der Kerzenschein, dieses einzig wahre heilige Licht, das aus seligen Kindertagen in unser aller Herzen fortleuchtet und in öden traurigen Stunden des Lebens oftmals in unserer Erinnerung aufblitzt wie heimliches Gold . . .

Abermals mahnen indessen die Glocken. Da die Mutter bei den Kleinen bleiben muß, die heute noch lange nicht ins Bett gehen werden, zieht der Vater allein seinen Mantel an, nimmt den Stock und tritt in die Nacht hinaus. Es hat aufgehört zu schneien. Der Mann atmet tief, mit Mund und Nase die köstliche, reine Luft ein, nimmt eine Handvoll Schnee und ißt kühle Frische, längst vergangener Knabenjahre gedenkend. Dann strebt er nach dem Dom hinauf, in die Christmette, für sich und die Seinen zu beten, und sie mit einzuschließen in die große Gemeinschaft der Gläubigen, die, wunderbar genug, gerade jetzt mitten im Winter, in Schnee und Finsternis, die Geburt des Lichtes und des Heilandes feiert. Und wenn er nach vernommenem heiligem Wort und nach verklungenem Orgelspiel und Gesang aus dem hohen Domtor tritt, hinter sich die hohen, erleuchteten Scheiben, vor sich die friedlich ins Tal gelagerte schneebedeckte Stadt, die goldenen Reihen der kleinen Fenster, hinter denen die Christbaumlichter leuchten und lärmend das Volk der Kinder auf neugeschenkten Trompeten bläst, trommelt, pfeift, singt und jubelt — dann atmet er tiefer noch und bewußter die Reinheit der klaren Luft ein, und plötzlich kommt ihn eine ruhige, tiefe Sicherheit an, wenn er der Seinen nicht nur, wenn er seines ganzen Volkes gedenkt, das in dieser Nacht, weithin über die Erde verstreut, in Tausenden solcher Städte und Städtchen innig und fromm den heiligen Abend feiert — die einen lauter, die anderen leiser, die einen oberflächlicher, die anderen tiefer und versunken. Mag der Lärm der großen Städte auch in solcher Nacht brausen und heulen. Stärker als alles Geschrei der Großen ist die Stille der Kleinen. Gen Himmel blickend, wo durch die ziehenden Wolken ein paar Wintersterne leuchten, sagt der Mann laut: „Gott sei Dank, daß es noch diese kleinen alten Städte gibt, diese heimlichen heimatlichen Nester unseres Volkes. In ihnen wird unser Bestes aufbewahrt, geborgen vor dem rasenden Sturm dieser toll gewordenen Zeit." Und glücklich wie ein Kind geht er heim durch die weißen, winterlichen Gassen. Vor seinem eigenen Hause bleibt er noch ein Weilchen stehen, betrachtet es lächelnd, wie es daliegt, gleich einem Pfefferkuchenhaus, dick mit Zucker bestreut. Aber warm und golden leuchten die Scheiben, und leise dringt der Gesang der Kinder heraus, so daß er, die Hände über den Stock gepreßt, dasteht und ganz versunken und erschüttert auch zu singen beginnt:

„. . . Und hat ein Blümlein bracht
mitten im kalten Winter,
wohl zu der halben Nacht."

Um Weihnachten im Urwalde.

Langsam zog eine Maultier-Karawane an den steilen Hängen hin, die den schäumenden, brausenden Ouropreto-Fluß einsäumen. Die Dezember-Tropensonne glühte von dem wolkenlosen Himmel herab auf die geplagten Tiere, die stöhnend auf ihrem Rücken schwere Lasten über den 600 Meter hohen Paß des Gebirges zu schaffen hatten. Seit Sonnenaufgang war die Truppe schon unterwegs und die kurzen Gesänge der schwarzen Treiber, die noch vor einiger Zeit durch den stillen Urwald schallten, verstummten allmählich; nur hin und wieder hörte man einen an die trägen Tiere gerichteten aufmunternden Ruf und seltener den Schuß einer Pistole, der einer im Wege liegenden, Mensch und Tier bedrohenden Giftschlange galt.

Schon stand die Sonne senkrecht und noch immer war der Herr der Karawane, der Geschäfte halber in dem Hafenort zurückgeblieben war, nicht heran. Bange Sorge beschlich den Arrieiro, den Führer der Treiber, Joan mit Namen, einen kräftig gebauten ebenholzfarbigen Neger, der, weil er ein nüchterner ordentlicher Mensch war, schon längere Zeit in Diensten des deutschen Kaufmanns stand. Joan wußte wohl, weshalb er seinen jungen Herrn heute lieber bei der Truppe gesehen hätte. Waren doch gerade in letzter Zeit immer wieder Ueberfälle auf ziehende Karawanen und reisende Kaufleute an der Tagesordnung. Für sich und seine Truppe fürchtete Joan nicht allzuviel, versicherte er doch fortwährend, daß es ihm größtes Vergnügen bereiten würde, wenn sich die Bande, die aus 8 bis 10 Mulatten bestehen solle, an seine Truppe heranwagen würde. Seinen ihm unterstellten Treibern hatte er auch heute wieder eingeschärft, keinen Tropfen Zuckerrohr-Branntwein zu genießen, da bei einem immerhin möglichen Ueberfall ein klarer Kopf und Geistesgegenwart erste Bedingung sei. Auch hatte er, wie ein Feldherr, für den schlimmsten Fall die Rollen verteilt. Die Tiere mit den wertvollsten Lasten, Kleidungsstücken, Waffen und Munition, die für die deutsche Kolonie weiter im Innern bestimmt waren und gerade vor dem Weihnachtsfeste viel Absatz fanden, hatte er in seine Obhut genommen. Joan fürchtete also weniger für sich als für seinen Herrn, der, wie er wußte, den größten Teil des Erlöses für die verkauften Kaffee- und Kakaobohnen, einige tausend Milreis, mit sich führte und der, wenn auch mit Pistole und tadellosem Karabiner versehen, doch leicht ein Opfer der hinterlistigen Gesellen werden konnte.

Während Joan diesen Gedanken nachhing, hatte die Truppe die Hochebene erreicht. Der frische Wind, der hier oben wehte, erquickte Mensch und Tier. Viele Kilometer weit konnte man die hier nur stellenweise mit Hochwald bestandene, sonst nur mit niederem Gestrüpp bedeckte Gegend überschauen. Rückwärts gegen Osten bemerkte man am Horizont einen glitzernden Streifen, den Atlantischen Ozean. An dieser Stelle machten Reisende, vor allem die Kolonisten und Kaufleute, von denen viele schon Jahrzehnte im Lande waren, gerne Rast. Hier bekamen die Tiere eine Handvoll Futter, die locker gewordenen Gurte der Reittiere wurden fester angezogen, und oft wurde dabei angesichts des Silberstreifens in der Ferne jener Zeiten gedacht, als der Dampfer, oder noch früher das Segelschiff, die aus der Heimat Ausgewanderten im Hafen von Viktoria landete. Die Gedanken flogen hinüber zum alten Vaterland und weckten bei vielen liebe Erinnerungen. Sangesfrohe Gemüter stimmten dann wohl an:

Fern im Süd, in fremden Zonen,
Weilen wir, von dir getrennt,
Doch wo deutsche Brüder wohnen,
Vaterland man gern dich nennt!

Vaterland, du hast vergessen
Deine Söhne vielgetreu,
Die im Urwald angesessen,
Denken deiner stets aufs Neu.

Wo die hohen Palmenkronen,
Wo das helle Südkreuz glüht,
Wo auch immer Deutsche wohnen,
Vaterland erklingt dein Lied.

Vaterland, von fernem Strand,
Wo jetzt hastet unser Fuß,
Senden wir mit Herz und Hand
Einen treuen deutschen Gruß.

Aber auch die älteren Neger erinnerten sich an diesem Ort beim Anblick des fernen Meeres der traurigen Tage, als sie in ihren afrikanischen Dörfern von Sklavenhändlern überfallen, in die Schiffe gepfercht und dann hier an der brasilianischen Küste verkauft worden waren. So mochten auch wohl vor Joans Seele die Zeiten aufsteigen, da er als Knabe zum ersten Male den brasilianischen Boden betrat, an der Hand seiner Eltern, von denen er jedoch bald getrennt wurde, weil ein reicher Facendeiro ihn aufkaufte, bei dem er dann als Diener bis zur Sklavenbefreiung blieb. Durch den Gesang des vorstehenden, ihm wohlbekannten Liedes wurde der Neger plötzlich in seinem Grübeln unterbrochen. Kurz darauf sah er seinen jungen Herrn noch auf munterem Pferde dahergeritten kommen.

„Nun Joan, wie steht's, alles in Ordnung, ist nichts passiert?" „Nein, Herr, alles ging gut, nur das Leittier scheute einmal vor einer über den Weg springenden Wildkatze und wäre beinahe den Abhang hinuntergerollt."

„Gut, daß es sich anders besonnen hat. Doch, Joan, laß nun wieder weiter treiben, wir müssen heute noch nach

Hause. Der Regen der vorigen Tage und das Hochwasser hat uns lange genug aufgehalten, dabei ist in einigen Tagen Weihnachten. Die Kolonisten werden mit Schmerzen auf die bestellten Sachen warten. Uebrigens, was ich dir sagen wollte: die Räuber sollen jetzt, wie ich unterwegs hörte, drüben in unserer Gegend sein. Auch deshalb müssen wir sehen, schnellstens nach Hause zu kommen. Die Tiere haben ja auch nun eine Woche lang Ruhe, vielleicht machen wir die nächste Reise erst im neuen Jahre."

Gleich darauf setzte sich die Karawane wieder in Bewegung. Die Sonne neigte sich dem Horizonte zu, während aus dem Osten das bleiche Gesicht des fast vollen Mondes herüberschaute. Der Arrieiro schien über die Mitteilung, daß an ein Zusammentreffen mit den Straßenräubern kaum zu denken sei, etwas enttäuscht zu sein. Hatte er doch schon geglaubt, an den Feiertagen überall von seinen Heldentaten erzählen zu können. Der Gedanke, daß bei einem Kampf die Karawanenbegleiter auch den Kürzeren ziehen könnten, schien ihm nicht zu kommen.

„Joan, was ist dir, warum so still?" fragte ihn sein Herr nach einer Weile.

„Senhor, ich hätte den Ladrons gerne eins auf den Pelz gebrannt", antwortete er.

„Warte nur ab, vielleicht bietet sich in der nächsten Zeit noch Gelegenheit dazu; aber froh wollen wir sein, wenn es nicht notwendig ist, und wenn wir in unserer Kolonie von Streitigkeiten und Blutvergießen verschont bleiben, so gerne ich die Gesellschaft auch unschädlich gemacht sähe."

Joan sah seinen Herrn fragend an, als verstände er ihn nicht ganz.

„Du weißt, daß ich im Notfalle kurzen Prozeß machen würde, und ich glaube, daß die Kerle Achtung vor meinem Karabiner bekommen würden, aber um eine fröhliche, friedliche Weihnachtsstimmung wäre es geschehen."

„Eu entende, Senhor", ich verstehe, Herr!

Eine Zeitlang ritten beide schweigend dahin, bis das Rauschen des Flusses sie aus ihren Gedanken weckte.

„Wir sind an der gefährlichen Brücke bei dem Wasserfall, Joan, sage den Leuten, daß die Tiere vorsichtig einzeln über die Brücke geleitet werden, hoffentlich ist sie durch das Hochwasser nicht noch mehr beschädigt worden."

Der Mond, der unterdeß höher gestiegen war, beleuchtete mit seinem milden Licht das stille Waldtal, in welches die Truppe jetzt hinabstieg.

Von einer Plantage wehte ein leiser Wind den köstlichen Duft von blühenden Orangen- und Kaffeebäumen herüber. Prächtige große Leuchtkäfer durchzogen den dichten Wald, dessen Inneres durch den Mondschein kaum erhellt wurde. Aus einer Palmenkrone jenseits des Flusses ließ ein junger Sabia, die Nachtigall des Urwaldes, seine süßen Weisen ertönen.

Er singt von des Lebens Freude,
Er singt von der Liebe Macht,
In menschenleerer Wildnis,
In mondumstrahlter Nacht.

Weihnachtsstimmung! Ja auch im Urwalde kann diese Stimmung aufkommen.

„Senhor", sagte Joan, „wie schön der Sabia dort singt, und was war es für eine herrliche Nacht. Es ist doch ein schönes Leben, als Arrieiro durch die stillen Urwälder zu ziehen. Seht, Herr, wie feierlich gleichmäßig die Tiere gehen."

„Joan", sagte sein Herr, „es steckt ein guter Kerl in dir." Seit du dir den Zuckerrohr-Schnaps abgewöhnt hast, bist du ein anderer geworden. Früher machte so etwas keinen Eindruck auf dich, aber nun gewinnt dein gutes Gemüt wieder die Oberhand. Wohl dem Menschen, dessen Seele empfänglich ist für alles Schöne in der Natur. Joan, möchtest du jetzt auf einen Menschen schießen, in dieser Stimmung?"

„Deus me guarda!" Gott behüte mich, nicht einmal einem Tier könnte ich etwas zuleide tun. Ach, wenn doch alle Menschen gute Menschen wären, aber Senhor, ich weiß es von früher, das Feuerwasser macht aus dem Menschen ein Tier, und wenn man davon getrunken hat, ist man zu allen Schandtaten bereit. Senhor, ich war Sklave des reichen Facendeiros, viele Jahre lang, und hatte über nichts zu klagen; ich wurde freigekauft, um dann ein Sklave des Feuerwassers zu werden. Nirgends fand ich länger als einige Wochen Arbeit. Durch Euer gutes Beispiel, Senhor, und die gute Behandlung, die ich in Euerm Hause fand, bin ich nun ein nüchterner Mensch geworden. Dafür danke ich Euch zeitlebens."

Langsam hatte sich die Truppe der deutschen Kolonie genähert.

An einem Kreuzwege hielt ein einzelner Reiter und ließ die Karawane vorbeiziehen. Es war der junge evangelische Pfarrer, der einen alten kranken Kolonisten besucht hatte, und nun auf dem Heimritt war. Auch er war ergriffen von der märchenhaften Schönheit der Tropennacht. Als Neuigkeit erzählte er, daß die bösen Gesellen, die wochenlang die Gegend unsicher gemacht hatten, am selben Tage morgens, als sie einen Ueberfall auf ein deutsches Geschäftshaus machten, überwältigt und gefangengenommen worden waren, und schon auf dem Wege zum Seehafen seien.

„Nun hat unsere Kolonie wieder „Friede auf Erden" und wir können in Ruhe das Weihnachtsfest feiern", sagte der Pfarrer.

Hell strahlte das Kreuz des Südens vom Himmel herab. Mitternacht war vorüber. Die beiden jungen Deutschen drückten sich die Hände und „Fröhliche Weihnacht!" schallte es durch den stillen Urwald.

Gustav Debes, Dhünn, Bergisch Land.

Weihnachten 1931.

Was für ein Weihnachtsfest ist dies! —

Eben lasen wir im Organ der S.P.D.-Gottlosen unter der Ueberschrift „Weihnachtsandacht" ein Gedicht mit folgenden Zeilen:

„Hörst du die wohlgebauchten Kirchenglocken
Die fromme Herde an die Krippe locken?
Dort sollen sie die Lebenskraft sich holen,
Die man dem Kinde schon gestohlen
Einst in der Wiege,
Es säugend mit Betrug und Lüge,
Damit es zeitig lerne anzubeten
gemästete Autoritäten"...

In 437 000 Exemplaren speit dieses Organ das Gift zersetzenden Hohnes über das Weihnachtsfest in das Volk, in die Herzen ungezählter junger Menschen, im Bunde mit dem Kommunismus alles aufbietend, die Weihnachtsbotschaft dem deutschen Volke madig zu machen. Mit den Herausgebern solcher Zeitschriften in der S.P.D. aber stehen die für die Volksbildung maßgebenden Stellen heute weithin in der gleichen politischen Front, mit ihnen arbeiten andere politische Parteien Hand in Hand, mit ihnen fühlen sich religiös-sozialistische Pastoren in gleicher wirtschaftspolitischer Zielsetzung verbunden. Und

Schenk neuen Advent.

Wir stehen im Dunkel, wir suchen das Licht,
der Sterne Gefunkel leuchtet uns nicht.
Herr, sieh doch die Not, schenk tägliches Brot!
Schenk Arbeit, schenk Freiheit, schenk neuen Advent!

Die Väter verbittert, die Mütter voll Sorgen,
die Hoffnung zersplittert, die Rettung verborgen.
Herr, sollen wir sterben? im Nichtstun verderben?
Schenk Arbeit, schenk Freiheit, schenk neuen Advent!

Herr, sieh doch die Massen, sie sind ohne Halt,
sie sind so verlassen, in des Bösen Gewalt,
voll Haß der Getriebe wir hungern nach Liebe.
Schenk Arbeit, schenk Freiheit, schenk neuen Advent!

Herr, du mußt uns führen, Herr, du mach uns licht,
du mußt uns regieren, wir schaffen es nicht.
Wir sind ohne Rat, schenkt rettende Tat!
Schenk Arbeit, schenk Freiheit, schenk neuen Advent!

K. M.-G.

das, während jene blutig höhnen und drohen, die Christen aber doch das Christkind grüßen mit den jubelnden Weihnachtsweisen:

„Welt war verloren, Christ ist geboren,
Freue dich, freue dich o Christenheit."

Welch ein Gegensatz, welch eine Wirrnis!
Die Weihnachtsglocken läuten! —

Und während dessen schleicht das Gespenst der Verarmung um. Das Einkommen schwindet, die Arbeit geschieht in der ständigen Furcht, auch sie noch zu verlieren, Millionen finden sie schon nicht mehr. Sie stehen mit leeren Herzen und Händen verzweifelt und zerquält unter den Fenstern, aus denen Weihnachtskerzen leuchten. O, ihr dunklen Irrwege der Welt! Ihr tausend Tore der Enttäuschung, durch die wir gehen mußten! Was für ein Weihnachtsfest ist dies?!

Aber die Weihnachtsglocken läuten dennoch! Sie läuten über Wirrnisse und Gegensätze, über Verzweiflung und Enttäuschung ihr altes Lied: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen."

Liegt es etwa an den Glocken und an ihrem Lied, daß soviel Haß und Qual unter ihren Klängen lebt? Ist etwa die Weihnachtsbotschaft: „Euch ist heute der Heiland geboren", durch alle die Not und Erbitterung ins Unrecht gesetzt? Ins Unrecht gesetzt sind ganz andere Leute. Alle, die das Fest der Geburt Jesu Christi bisher nicht ernst genommen haben mit seiner Botschaft von der Gotteskindschaft, von einem Leben in Liebe zu Gott und den Brüdern, die sind durch diese Botschaft gerichtet. Und nicht diejenigen haben recht, die jetzt den Weg gehen, Christus selbst zu verhöhnen, weil so wenig Christusgeist in der Welt ist, sondern diejenigen, die diesen aus der Verzweiflung und aus irrem Wahn geborenen Hohn als den Weg in den Abgrund bezeichnen, als eine Haltung, mit der es ein Paktieren auf keinen Fall geben darf.

Was ist denn Weihnachten von jeher gewesen und was muß es, soll es auch 1931 sein? Der Ruf hinein in das Volk, das im dunklen Lande lebt, damit es das Licht sehe. Das Geschenk Gottes an eine ringende, in Schuld und Qual sich verstrickende Welt, damit sie in dem Heiland Gottes den Weg, die Wahrheit und das Leben finde. Wir sahen seine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit." Wer hat denn heute noch den Mut zu glauben, daß wir dieser Gnade und dieser Wahrheit nicht bedürfen? Wer, der aus der Wahrheit ist, kann sich damit zufrieden geben, das Weihnachtsfest als Wintersonnenwende oder gar als Botschaft des Marxismus zu feiern? Was in aller Welt ist damit dem Volk im Dunklen Gutes getan?

Es sind Zeiten der inneren Gesundheit für ein Volk, wenn es sich der heiligen Einfalt der Botschaft öffnet, die Liebe und Friede verkündigt allem Volk, das guten Willens ist, Gott die Ehre zu geben. Und sicherlich war die Volksseele gesunder und lebensstärker, als groß und klein an der Krippe bekannten:

„Die ihr arm seid und elende,
kommt herbei, füllet frei eures Glaubens Hände,"

als heute, wo in Millionen Herzen planmäßig Haß gesät wird gegen das Kind im Stalle zu Bethlehem.

Was für ein Weihnachten ist dies? Ist es das letzte, das wir krampfhaft feiern, obwohl wir keine Hoffnung mehr haben, jemals wieder im Licht zu leben? Oder feiern wir es als Tagesanbruch, als Anfang eines neuen Weges im heiligen Licht, voller Gnade und Wahrheit? Das ist die Frage an Volk und Welt. Unser aller Zukunft, des ganzen Volkes Heil und Glück hängt davon ab, ob jene Haßgesänge der Gottlosen Herr werden in ganz Deutschland, oder ob durch Not und Verzweiflung siegreich zu Ehren des Christkinds hindurchdringt jenes jubelnde und doch zu ernstem, heiligem Dienst für Gott und Menschheit verpflichtende Weihnachtslied des deutschen Christen Martin Luther:

„Es ist der Herr Christ, unser Gott,
er will uns führen aus aller Not.
Er will unser Heiland selber sein,
von allen Sünden machen rein."

Dr. W.

„Das Reich muß uns doch bleiben!"

Die Stellung des Protestantismus gegenüber der Gottlosenbewegung.

Von Oberkonsistorialrat D. Alfred Fischer.

Im Zusammenhang mit der von Rußland zu uns herübergetragenen „Gottlosenbewegung", die radikal alle Religion in den Völkern und Menschenherzen in planmäßiger Arbeit auszurotten entschlossen ist, soll uns das Weihnachtsfest eine Art „Antiweihnachtskampagne" bringen. Man wird in Deutschland diesen Feldzug wie überhaupt den Angriff gegen die Religion nach dem neuen Aktionsplan führen, der durch genaue Schulung und Organisation in den politischen Verbänden des Kommunismus, aber auch in Zellen, Freundesgruppen, Kinderklubs, in Häuserblocks, Familien und an den Stempelstellen sorgfältig vorbereitet ist. Man ist von dem offenen Kampf in Umzügen, Aufführungen und Versammlungen, die doch auch viele abstießen und unter den Notverordnungen erschwert sind, zur **heimlichen Propaganda und zum verdeckten Angriff** übergegangen. Zuschriften an einzelne Personen, Zellenbildung in christlichen Schulen, Verteilung von hektographierten Blättern, die Rede von Mund zu Mund, werben in allen Kreisen und Altersstufen. Allgemein empfundene Schäden der Zeit, von vielen geübte Kritik an Bestehendem und Geschehendem bilden den Anknüpfungspunkt und sollen Ohren und Herzen öffnen für die Behauptung von der Schuld des Christentums, von dem Schaden des Gottesglaubens, von der angeblichen Zerstörung des Willens und der Kampfkräfte des Menschen durch die Religion.

Die evangelische Kirche weiß von diesen Vorgängen. Weil es sich um die Grundlagen des persönlichen Christenlebens wie des Gemeindelebens handelt, nimmt die Kirche selbst den Kampf auf in ihren Gemeinden. Sie ist im Bunde mit ihren Vereinen und Verbänden. Keine, auch nicht die abgelegenste Gemeinde ist vor diesem Angriff auf ihr innerstes Leben sicher. **Sie rüstet in ihren Kreisen und in ihrer Art, aber auch in allen ihren Gliedern, um den Kampf aufzunehmen.**

Jede Gemeinde verschafft sich Kenntnis von den Zielen und Methoden der Gegner, sie achtet auf alle Anzeichen, damit keiner sich täusche über den Ernst der Stunde. Die Gemeindeglieder rüsten sich durch ernste Vertiefung in Wort und Sinn des Evangeliums in besonderen Kreisen und Stunden aller Altersklassen. Hat man bisher in manchen Kreisen mehr in christlicher Ueberlieferung und Gewohnheit gelebt, **so wird es nun gelten, feste Ueberzeugung zu gewinnen,** klare Gründe zu erfassen, offenes Bekenntnis abzulegen daheim und im Verkehr unter den Menschen; — bis hin zur Fähigkeit, dem Gegner zu begegnen, ja, ihn mit der eigenen Erkenntnis und Erfahrung des Christenlebens zu überwinden.

Nicht durch Worte, nur durch den Ernst eigenen Christenlebens wird der Glaube fest und unüberwindlich und siegreich im Kampf mit dem Gegner. Tausende sind schon am Werk, aber keiner wird zurückbleiben. Nicht nur der Bestand soll gewahrt werden, **das eigene Leben der Gemeinden, der Familie, der Einzelnen, wird in solchem Kampfe erstarken.** Denn das letzte Ziel ist es, jene Verführten und Verirrten wiederzugewinnen zu frohem starkem, zu wirklichem Christenleben.

Gar manches ist versäumt durch Lässigkeit und Untätigkeit bloßer Namens-Christen. Mehr noch als bisher muß Ernst gemacht werden mit dem Brudersinn und der Opferwilligkeit **weit über Almosen und Wohltätigkeit hinaus.** Weihnachten steht vor der Tür. Die rechte Weihnachtskampagne gegen die Antiweihnachtskampagne ist es, wenn das Christentum nicht nur gepredigt, gehört, gesungen und gepriesen, sondern das von ihm geforderte Leben verwirklicht wird: „Einer ist Euer Vater, einer ist Euer Meister, Ihr aber seid alle Brüder."

Schriftleitung: W. Kraa. Wirtschafts- und Weltpolitik: Dr. H. Huttel. Anzeigen: K. Diekmann, alle in Bethel. Zuschriften für die Schriftleitung: Bielefeld. Schließfach 28. Für Geldsendungen Postscheckkonto: Hannover 67377, „Aufwärts", Christliches Tageblatt Bethel b. Bielefeld. Fernruf 3911/3919. Amt Bielefeld. Druck und Verlag: Anstalt Bethel.